Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Sclaverei in Amerika.

Sclaverei in Amerika

oder

Schwarzes Blut.

Von

Armand.

Zweiter Band.

Die Mulattin. — Die Negerin.

Hannover.
Carl Rümpler.
1862.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Die Mulattin.

Schluß.

IX.

Der Winter floh schon wieder mit seiner weißen Decke von dem Norden Amerika's, und der Frühling zog mit Blumen und Blüthen vom Süden herauf über das weite Land, als im fernen Westen der vereinigten Staaten in dem Städtchen B......, an der Grenze von Mexico, der junge Advocat Lincoln täglich mehr die Aufmerksamkeit der Bewohner jener Gegend auf sich zog und dieselben seine Thätigkeit mehr und mehr für sich in Anspruch nahmen. Er war mit Rosiana, seiner jungen Frau, im verflossenen Herbst hier angekommen, hatte sich hier als Advocat niedergelassen und in kurzer Zeit beinahe die ganze Praxis in seine Hände bekommen, so daß die hier schon vor ihm ansässig gewesenen Rechtsanwalte mit Neid und Mißgunst nach ihm aufschauten. Die Bewohner der Stadt und Umgegend kümmerten sich aber wenig um das Interesse dieser Herren, welche sie, unter sich einverstanden, immer hart und rücksichtslos behandelt hatten, weil sie

wußten, daß Ihnen die Geschäfte doch nicht entgehen konnten. Ein neuer Advocat war deshalb sehr willkommen, um so mehr, als derselbe in Lincoln, neben allen erforderlichen Geschäftskenntnissen auch persönliche Zuvorkommenheit und liebenswürdige Freundlichkeit vereinigte. Er hatte damals seine Reise von Richmond nach Newyork ohne alle Störung mit Rosiana zurückgelegt, hatte sie dort vor einem Friedensrichter für eine Mexikanerin, Namens Rosiana Salas, ausgegeben und sich durch ihn gesetzlich mit ihr trauen lassen.

Nach kurzem Aufenthalt in Newyork hatte er sich mit seiner jungen Gattin eingeschifft und war wohlbehalten mit ihr in B......, seinem erwählten neuen Wohnort, angelangt. In gleichem Maße, wie er sich durch seine rastlose geschäftliche Thätigkeit und seine Kenntnisse als Advocat das Vertrauen des Publicums erworben hatte, war ihm auch als Mitbürger dessen Achtung und Hochschätzung zu Theil geworden, und eben solche Gefühle hegte man allgemein für seine reizende, liebenswürdige junge Frau. Man drängte sich in ihre Nähe, man beneidete einander um ihre Freundlichkeit, ihre Freundschaft und in den Cirkeln, in denen Rosiana nicht erschien, fehlte die Würze, die Seele der Gesellschaft.

Man konnte sich nichts Lieblicheres, nichts Schö-

neres denken, als Rosiana in ihrem häuslichen Wirkungskreise. Nett, sauber, gefällig und geschmackvoll, wie sie selbst von früh Morgens bis spät Abends war, schien sich ihre ganze Umgebung in ihrer Erscheinung zu spiegeln, sowohl in den Zimmern des kleinen hübschen Wohnhauses, wie in der Küche, in dem Hofe und in dem Garten, der das Gebäude umgab.

Rosianas Thätigkeit und Pflege war allenthalben zu erkennen und den Geist der Schönheit und des Edlen, der in ihr selbst lebte, übertrug sie auf Alles, womit sie in Berührung kam. Die Ausstattung der Wohnung war einfach und wenig kostspielig, aber es stand alles in wohlthuendem Einklang, es trug alles das Gepräge sinnreicher durchdachter Ordnung, und beim Eintreten in diese kleine häusliche Welt Rosianas fühlte man, daß der Geist der Eintracht und Liebe hier regierte. Und so war es denn auch wirklich: Alles Glück, alle Seligkeit, welche jemals zweien Sterblichen von dem Schicksal vergönnt ward, war hier eingekehrt, und die beiden liebenden Gatten vergaßen in ihrem Wonnetraume, daß sie in einer Welt des Wechsels und der Täuschung lebten.

Vier Jahre verstrichen und die drei Freunde, Lincoln, Franval und Fehrmann, die vor ihrem Scheiden in Richmond in so warmer Begeisterung einen Freund-

schafsbund schlossen, hatten Nichts wieder von einander gehört. Nur Einem von ihnen war das Glück treu geblieben und dieser Eine war Lincoln. Reicher Segen hatte während dieser vier Jahre seine Arbeit gekrönt, er hatte das Haus, welches ihn bei seiner Ankunft in B...... in seinen Mauern aufgenommen und seitdem sein wachsendes Glück beherbergt hatte, als Eigenthum an sich gebracht, war im Besitz von Staatsschuldscheinen zum Betrag von zehntausend Dollar, besaß einen alten treuen Neger, Namens Yeddo, und einige Negermädchen als Leibeigene, und vor Allem hatte der Himmel sein Leben durch zwei engelschöne Kinder beseligt, die ihm Rosiana geschenkt hatte. Ein herrlicher schwarz gelockter Knabe von drei Jahren und ein liebliches Mädchen von einem Jahre, schufen sie den glücklichen Eltern ein Paradies auf Erden, und alle deren Wünsche und Hoffnungen vereinigten sich in dem Wohlergehen der beiden kleinen Lieblinge.

Franval war bald nach seinem Abschied von Lincoln durch schwere Schicksale bedrängt worden, hatte sein bereits sauer verdientes Vermögen, so wie seine angebetete Braut verloren, und war vor der Welt und vor den Menschen in die weite Wildniß des fernen Westens von Amerika geflohen, wo er nun schon seit Jahren unter den Indianern ein einsames, gefahrvolles Leben

führte. Weit von der Grenze der Civilisation wohnte er mehrere hundert Meilen nördlich von Lincoln, trieb mit wenigen, gleichfalls vom Geschick verfolgten Männern, die mit ihm hinausgezogen waren, Gartenbau und Jagd, und kam nur selten mit den Grenzansiedlungen in Berührung, um Bedürfnisse gegen Erzeugnisse der Wildniß einzutauschen.

Fehrmann war am schwersten von der Hand des Schicksals getroffen, er hatte sich bald nach seinem Abschied von Richmond verheirathet, glaubte das Glück nun mit sicherer Hand an sich gefesselt zu haben, stürzte bei einem Ritt durch New-Orleans vom Pferde und starb wenige Tage darauf an den Folgen der Verletzung, die er beim Sturze an dem Arm erhalten hatte. Die Zeitungen, die seinen Tod ankündigten, waren weder zu Lincoln, noch viel weniger aber in die Wildniß zu Franval gedrungen, und dieser hatte so vollständig mit der Welt abgerechnet, daß er seinen beiden Freunden das Herz mit Nachrichten über sein Schicksal nicht schwer machen wollte. Sie konnten ihm sein verlorenes Glück nicht wiedergeben und er beanspruchte menschliche Hülfe nicht mehr.

So kam es denn, daß Lincoln nicht wußte, was aus seinen beiden Freunden geworden war, denn auf seine verschiedenen Briefe an Fehrmann nach New-Orleans

und an Franval nach Newyork hatte er keine Antworten erhalten und tröstete sich mit dem Gedanken „keine Nachricht, gute Nachricht“ und mit der Hoffnung, daß ihm doch über kurz oder lang Lebenszeichen von denselben werden müßten. Er dachte häufig an sie und oftmals, wenn er Abends mit seiner theuren Rosiana und seinen geliebten Kindern im Garten saß, war die Rede von den Freunden und von der glücklichen Zeit, die er mit ihnen in Richmond verlebt hatte.

„Kannst Du Dich ihrer denn noch deutlich erinnern, Rosiana?“ fragte Lincoln seine Gattin an einem warmen Frühlingsabend, als er nach Sonnenuntergang mit ihr in der offenen Thür des Hauses saß und seinen Sohn Henry auf dem Knie reiten ließ, während die kleine Tochter Virginia in dem Schoß der Mutter ruhte.

„Wohl erinnere ich mich ihrer, namentlich ist mir der Augenblick noch lebendig vor der Seele, wo ich Euch Drei in der Apotheke beisammen sah. Wie könnte ich den auch wohl vergessen — das Glück meines Lebens, Du, mein Edward, erschienest mir ja damals zum ersten Male!“ entgegnete Rosiana, indem sie ihren Arm um den Nacken des geliebten Mannes legte und, sich zu ihm hinneigend, seine Lippen auf den ihrigen empfing.

„Du gutes, süßes Weib, und welch endloses Glück hat uns jener Augenblick gebracht! Möge es uns der

Himmel nur erhalten — nach mehr irdischer Seligkeit verlange ich nicht," sagte Lincoln und drückte die theure Frau, mit einem dankerfüllten Blick zum Aether über sich, an seine Brust. Von dem vollen Bewußtsein ihres überreichen Glückes durchbebt, hielten sich die liebenden Gatten einige Augenblicke umschlungen und dann nahm Lincoln zuerst wieder das Wort und sagte:

„Würdest Du denn meine beiden Freunde wieder erkennen, wenn sie Dir begegneten?"

„Ich glaube, ja. Wenigstens Franval, den größeren von den Beiden. Ich muß Dir auch ehrlich bekennen, daß er einen festeren Eindruck auf mich gemacht hat, als Fehrmann. Dieser hatte etwas Leichtsinniges, ja etwas Spöttisches in seinem Wesen, was mir nicht ganz gefiel."

„Auch mir stand Franval immer näher, und ich glaube, daß er mir recht gut war; wir paßten zu einander. Fehrmann war leichteren Sinnes und nahm das Leben immer von seiner heiteren Seite, auch hatte er dessen Ernst niemals so kennen gelernt, wie wir Beiden. Er war aber nichtsdestoweniger ein braver Mensch und ein ehrlicher treuer Freund. Wie mag es Beiden wohl jetzt ergehen!"

„Sicher gut, sonst hätten sie Dir geantwortet," sagte Rosiana und fügte mit einem seelenvollen Blick

nach Lincoln noch hinzu: „Wenn sie auch wohl schwerlich so glücklich sind wie wir."

„Dich würden sie sicher niemals wieder erkennen, denn sie haben dich ja nur das eine Mal in der Apotheke und dann nur so flüchtig gesehen; auch hast Du Dich sehr verändert, wenn auch nicht zu Deinem Nachtheil. Du bist viel stärker geworden, obgleich man Dich immer noch für ein Mädchen halten könnte und dann giebt Dir Deine Kleidung auch ein ganz anderes Aussehen. Nein, es wäre mir nicht bange dafür, daß sie Dich erkennen würden."

„Wie sollten sie sich auch hierher nach der fernsten Grenze verirren, das hat keine Noth," sagte Rosiana, indem sie die kleine Virginia, die eingeschlafen war, in den Arm nahm, und fuhr dann fort: „Ehe Du nach Hause kamst, ist auch wieder ein Paket mit Zeitungen von Richmond gekommen. Ich habe sie gleich durchgesehen und zu meinem Glück gelesen, daß mein guter väterlicher Freund Nelson Gottesdienst gehalten hatte. Der Allmächtige mag ihn belohnen für alles Gute und Liebe, welches er an mir gethan hat. Ich muß ihm bald wieder einmal schreiben und ihm sagen, wie glücklich ich bin. Nur ist mir immer bange, daß ein solcher Brief mich verrathen könnte, wenn ich auch weiß, daß der Pfarrer mir kein Leid zufügen würde."

„Das hat keine Gefahr, beste Rosiana, ich sende Deine Briefe immer an ein Haus in Neworleans, und dort werden sie in die Post geworfen, also kann Niemand ausfinden, woher sie kommen," entgegnete Lincoln nachsinnend. „Ich denke aber, es ist wohl an der Zeit, daß ich dem Biedermann meine Schuld abtrage, die ich bei ihm gemacht habe, als ich Dich ihm raubte. Er hätte damals sicher zwei tausend Dollar für Dich bekommen können."

Rosiana schauderte zusammen und blickte vor sich nieder, Lincoln aber zog sie an seine Brust und sagte:

„Und wie viele Welten bist Du mir wohl werth?"

Rosiana waren die Augen feucht geworden, doch sie verbarg die Thränen an ihres Gatten Brust, und nach einer kurzen Pause fuhr dieser fort:

„Ich werde mir zwei Banknoten, eine jede von Tausend Dollar, einwechseln und sie in einem Brief an den Pfarrer Nelson senden. Darin will ich ihm sagen, daß das Geld der Betrag für Dich sei und daß Dein jetziger Eigenthümer allen Segen des Himmels für ihn erflehe. Natürlich setze ich meinen Namen nicht darunter. Ich gebe den Brief dem hiesigen Kaufmann Jackson mit, der nach Neworleans geht, um Einkäufe zu machen, und bitte ihn, denselben durch die dortige Bank an den Pfarrer zu senden, dann bekommt er ihn

sicher; auf dem gewöhnlichen Wege mit der Post ist es zu gefährlich. Nelson weiß ja, daß es Dir gut geht, also wird er sich keine weitere Mühe geben, zu erfahren, wo Du lebst, und dann würde dieses auch kaum möglich sein. Die Leute in der Bank von Neworleans kennen den hiesigen Kaufmann nicht und werden mit so vielen Aufträgen und Besorgungen bestürmt, daß sie sich nach Verlauf einiger Wochen gewiß nicht des Mannes erinnern würden, der ihnen den Brief gegeben hatte."

Lincoln schwieg hier für einige Minuten und verfiel in Nachdenken, dann sagte er:

„Ich will Nelson aber bitten, daß er Dich vor Gericht frei erklärt, es ist doch besser."

Rosiana sagte Nichts, drückte ihr kleines Mädchen fester an ihre Brust und sah vor sich nieder, während Lincoln, in ernstes Sinnen versunken, den Knaben auf seinem Knie schaukelte.

Schon am folgenden Tage reiste der Kaufmann Jackson mit dem Briefe Lincoln's an den Pfarrer Nelson ab, womit jener dem Geistlichen zweitausend Dollar als Kaufgeld für Rosiana übermachte.

X.

Eine Woche war verstrichen und die regelmäßig zweimal im Jahre wiederkehrenden Gerichtssitzungen hatten begonnen, während welcher Zeit Lincoln's Thätigkeit ganz besonders in Anspruch genommen wurde. Täglich hatte er als Widersacher oder als Vertheidiger in Rechtsfällen Reden zu halten, von Hunderten wurde er um sein Gutachten, seinen Rath angegangen, und um seine Vorarbeiten für die Gerichtsverhandlungen zu machen, mußte er die Nächte zu Hülfe nehmen.

Am zweiten Morgen, nachdem der Gerichtshof eröffnet war und während Lincoln sich sehr beschäftigt im Gerichtsgebäude befand, nahte sich in der brennenden Sonnengluth ein einsamer Reiter der Stadt, indem er seinem edlen, mit Schweiß bedeckten Schimmelhengst, dem der Zügel auf dem Nacken lag, von Zeit zu Zeit zusprach und seinen breitrandigen schwarzen Filz tief in die Augen drückte, um sein Gesicht gegen die sengenden Sonnenstrahlen zu schützen. Er war von Kopf

bis zu Fuß in Leder gekleidet, trug Pistolen im Gürtel, eine Doppelbüchse quer vor sich auf dem Sattel und saß auf einer prächtigen Jaguarhaut, die ihm als Satteldecke diente. Sein ganzes Aeußere zeigte, daß er lange schon der Civilisation nicht mehr angehöre und daß er aus dem Indianergebiete komme. Sein starker ungepflegter Bart, sein wettergebräuntes Gesicht, sein ruhiger durchdringender Blick und das vollständig Unbekümmerte und Sichere in seiner Haltung erinnerte nicht an das Leben in den östlichen großen Städten der Vereinigten Staaten, und doch waren es nur wenige Jahre, seit er demselben Lebewohl gesagt hatte. Es war Franval, der Freund Lincoln's, der jetzt zum ersten Male, seitdem er in die Wildniß gezogen war, wieder in das civilisirte Leben zurückkehrte und sich auf dem Wege nach Neworleans befand, wo er Einkäufe für seine kleine Ansiedelung machen und eine Verbindung anknüpfen wollte, um die Erzeugnisse der Wildniß auf den vortheilhaftesten Markt zu senden. Kaum noch eine halbe Meile von der Stadt entfernt, holten ihn fünf Reiter ein, von denen der eine ihm im Vorüberreiten zurief:

„Von der Frontiere, Herr?" welche Frage Franval mit einem einfachen „Ja, Herr!" beantwortete.

„Sie werden wohl schwerlich ein Unterkommen in

B...... für ihr müdes Pferd finden; es ist Gerichtssitzung," rief ein Anderer.

„Ein verdammt schöner Gaul; ich wette, schon mancher Indianer hat lüstern nach ihm ausgesehen," sagte ein Dritter. Franval aber nahm weiter keine Notiz von den Männern, die schnell Vorsprung vor ihm gewannen und ließ seinem Pferde den Willen, zu gehen wie es wollte.

Kurz vor der Stadt lag in weniger Entfernung von der Straße ein Farmerhaus mit Garten und Feld umgeben, und als Franval den Weg erreichte, der von der Straße ab zu der Niederlassung führte, lenkte er sein Roß dahin ein. Vor der Thür des Hauses angelangt, hielt er an und rief mit lauter Stimme „Hallo!" Gleich darauf erschien ein kräftiger breitschultriger, doch schon bejahrter Mann in Hemdsärmeln in dem Eingang und erwiederte den Gruß Franval's mit:

„Guten Tag, Herr! wollen Sie nicht absteigen?"

„Wenn ich ein Unterkommen für mein Pferd bei Ihnen finden kann, so wünsche ich über Nacht hier zu bleiben. Ich höre, es ist Gerichtssitzung in der Stadt, und wir Leute von der Frontiere sind eben keine Freunde großer Gesellschaften."

„Also von der Frontiere? Willkommen, steigen Sie ab, ich bin auch einmal Frontieremann gewesen,"

erwiederte der Farmer, wandte sich in das Haus und rief:

„Heda! — John! — nimm dem Herrn das Pferd ab und besorge es genau, wie er Dir es befiehlt. Dann wandte er sich wieder zu Franval, schritt ihm entgegen und sagte, indem er ihm die Hand reichte:

„Freut mich, Sie bei mir zu sehen. Geben Sie dem Negerjungen da Ihren Befehl, was er mit Ihrem Pferd thun soll. Der Frontieremann sorgt zuerst für seinen Gaul und dann für sich selbst; und ein kapitales Thier ist dieses."

Franval that, wie der Farmer ihm erlaubte, gab dem Negerjungen, der den Zügel des Hengstes ergriff, die nöthigen Anweisungen für denselben, nahm Sattel und Zeug von dem Pferde und folgte damit dem Farmer in das Haus. Alle Thüren und Fenster waren geöffnet, ein wohlthuender Luftzug empfing Franval beim Eintreten und, sein Gepäck auf dem Fußboden niederlegend, zog er seine lederne Jacke aus und warf sie mit dem Hute auf dasselbe.

„Das war ein heißer, staubiger Ritt," sagte er, indem er sich das Haar zurückstrich, und nahm nun dem freundlichen Wirth den frischen Trunk ab, den dieser ihm in einem Kürbisschöpfer aus dem Wassereimer reichte, der unter der Veranda vor dem Hause stand.

Dann zogen sie ein Paar Stühle in die Thür und ließen sich in dem kühlenden Luftzug nieder.

„In welcher Gegend haben Sie denn Ihre Ansiedlung?“ fragte der Farmer.

„An der Leone, ungefähr dreihundert Meilen nördlich von hier,“ entgegnete Franval.

„Ich habe von jenem Lande gehört; es stand noch kürzlich ein Artikel in der New-Orleans-Picayune über einen Deutschen, der sich dort schon vor Jahren niedergelassen und der sich den Indianern zum Trotz, bis jetzt dort behauptet hat.“

„Derselbe bin ich; Franval ist mein Name,“ erwiederte dieser.

„Ganz Recht, das war auch der Name, der in der Zeitung genannt wurde. Nun, das freut mich denn doch wirklich, Sie selbst bei mir zu sehen. Das alte Frontierblut ist noch nicht ganz bei mir erstorben, nur, wenn man sich verheirathet, wie ich es gethan habe, dann wird das Grenzleben doch zu bedenklich; denn bei jedem Nachhauseritt kann man erwarten, die lieben Seinigen ohne Scalp wiederzufinden.“

Franval mußte ihm nun einen kurzen Abriß von seinem Leben an der Frontiere geben, wobei ihm der Farmer häufig mit einem Ausruf, wie: „die verdammten Rothhäute! — Ist mir ebenso gegangen — Bei

Gott, hart am todten Manne vorbei!" unterbrach, und zwischendurch einen gellenden Jagdruf, ein schallendes Hurrah ausstieß, oder mit einem derben Fluch den Fuß auf den Boden stampfte.

„Haben Sie denn vielleicht Etwas bei dem Gericht hier zu thun?" fragte der Farmer, nachdem sich das Gespräch wieder auf die hiesige Gegend gewandt hatte.

„Gottlob, nein, Sie wissen, an der Frontiere schlichten wir unsere Streitigkeiten immer selbst," entgegnete Franval.

„Nun, ich meinte eben nur, es wäre doch möglich gewesen, und dann hätte ich Ihnen einen jungen Advokaten empfehlen wollen, der sich seit mehreren Jahren hier niedergelassen hat und dem alle Geschäfte von Bedeutung aufgedrungen werden. Er ist ein ausgezeichneter Mann und genießt weit und breit die Liebe und die Achtung der Leute. Er heißt Lincoln."

„Lincoln?" rief Franval und schoß aus dem Stuhl in die Höhe, als ob ihn ein elektrischer Funke getroffen. „Lincoln, sagen Sie, ist sein Name? Wie sieht er aus — ist er groß — kräftig und schön gebaut — mit schwarzem Lockenhaar und schwarzen glänzenden Augen — heißt er Edward?"

„Ganz Recht, Sie scheinen ihn zu kennen, Ihre

Beschreibung paßt auf ein Haar," entgegnete der Farmer, erstaunt über Franval's auffallende Bewegung.

„Wo wohnt er? ich muß sogleich zu ihm hin. Bitte, sorgen Sie für mein Pferd, daß es vor zwei Stunden ja keinen Mais bekommt und dann nicht mehr, als zehn bis zwölf Kolben."

Mit diesen Worten hatte Franval schnell seine Jacke angezogen, seinen Hut aufgesetzt und reichte dem freundlichen Wirth die Hand zum Abschied hin.

„Sie können seine Wohnung nicht verfehlen, folgen Sie, wenn Sie in die Stadt kommen, der geraden Straße bis an ihr Ende, dort ist es rechter Hand das letzte Haus; es steht in einem Garten. Ich bezweifle aber, ob Herr Lincoln schon wieder von dem Gericht zurückgekommen sein wird; er hat heute viel zu thun. Sie gehen aber Nichts um; treffen Sie ihn nicht in seiner Wohnung, so wenden Sie sich in der Straße links hinunter, die führt Sie nach dem Gerichtsgebäude."

Der Farmer drückte Franval die Hand und rief ihm noch vor dem Hause nach:

„Um ein Uhr steht das Essen auf dem Tisch und um sieben Uhr nehmen wir unser Abendbrod ein. Sollten Sie nicht zurückkehren, so sorge ich selbst für Ihr Pferd."

Franval winkte ihm noch seinen Dank zu und

eilte nun fliegenden Schrittes nach der Stadt. Er hatte sie bald erreicht, die Häuser an der nicht gepflasterten stäubigen Straße standen vereinzelt in Gärten, die Mittagssonne brannte unbarmherzig auf sie nieder und nirgends war ein lebendes Wesen zu sehen. Die männliche Bevölkerung des Orts befand sich in dem Gerichtsgebäude, oder in den, demselben nahe liegenden Trinkhäusern und wer nicht genöthigt war, in die Sonne hinauszutreten, vermied gern ihre Strahlen. Franval stand jetzt vor dem letzten Gebäude rechts an der Straße, öffnete den Eingang des kleinen Gartens vor demselben und schritt schnell an die Hausthür, wo er die Schelle zog. Wenige Augenblicke später that sich die Thür auf, eine Negerin mit der kleinen Tochter Lincoln's auf dem Arm trat Franval entgegen und fragte ihn, wen er zu sprechen wünsche.

„Sage Deiner Herrschaft, ein alter Freund des Advokaten Lincoln sei hier," erwiederte Jener, schritt, seinen Hut abnehmend, in die kühle Hausflur und schloß die Thür hinter sich, damit die erhitzte Luft von draußen nicht eindringen möge. Der Umblick in dem Corridor that ihm wohl, die weißen gegypsten und glänzenden Wände waren so sauber, der Toilettentisch, die Stühle, so wie das Geländer der Treppe, die in's obere Stock führte, waren so glatt polirt, der Teppich

war so nett gelegt, die Griffe vor den Stubenthüren blitzten so hell, kurz Alles deutete auf solide Einrichtung und Sorgenfreiheit.

Jetzt hörte er ein Rauschen wie Seidenstoff auf der Treppe, er sah hinauf nach deren Biegung, eine Dame glitt schwebenden Fußes herab auf ihn zu, sie hatte die letzten Stufen erreicht — Himmel, war es möglich — sie war das schöne Mädchen aus der Apotheke zu Richmond.

Franval fuhr einen Schritt zurück und heftete, von Ueberraschung ergriffen, seine weitgeöffneten Augen auf Rosiana und diese hielt sich an dem Geländer der Treppe und sah auf den Fußboden nieder. Einige Augenblicke der Bestürzung und der Verlegenheit nahmen Beiden die Sprache, doch Franval faßte sich zuerst, entschlossen, was es ihm auch kosten möge, der Frau seines Freundes die Ueberzeugung zu nehmen, daß er sie erkannt habe, denn daß sie ihn erkannt hatte, das las er in ihrer ganzen Haltung.

„Madame," sagte er mit einem erzwungenen Lächeln, „Madame, ich muß sehr um Ihre Entschuldigung für mein auffallendes, unpassendes Benehmen bitten; wenn ich Ihnen aber sage, was mich so sehr überrascht hat, so werden Sie mir sicher verzeihen. Vor meiner Abreise von Europa kannte ich eine junge Dame, die

meinem Herzen theuer war und mit der Sie eine so ungewöhnliche seltsame Aehnlichkeit haben, daß ich wahrlich im ersten Augenblick Ihres Erscheinens glaubte, Jene stände vor mir. Jetzt allerdings erkenne ich leicht meinen großen Irrthum und bedaure unendlich, Ihnen, ein Fremder, in so unerklärlicher Weise erschienen zu sein. Vergeben Sie es mir als alten Freund Ihres Gemahls, denn daß ich Madam Lincoln vor mir sehe, darf ich wohl annehmen. Mein Name ist Franval."

Hiermit verneigte er sich einigemale höflich und sah zur Erde nieder, um Rosiana's Blick in diesem Momente nicht zu begegnen und ihr Zeit zu geben, sich zu sammeln.

„Seien Sie mir freundlich willkommen, Herr Franval," entgegnete Rosiana mit bebender Stimme, „Ihren Namen habe ich zu oft von meinem Gemahl in warmer freundschaftlicher Erinnerung nennen hören, als daß Sie mir noch ein Fremder sein könnten; treten Sie näher."

Mit diesen Worten öffnete sie die Thür des parlours und schritt, ohne nach Franval aufzusehen, in das Zimmer, vor dessen Fenstern die Jalousieen geschlossen waren, um den Sonnenstrahlen den Eingang zu wehren. Das Düster des Gemachs kam Rosiana's Bestürzung zu Hülfe, sie winkte ihrem Gast, in einem

Armstuhle Platz zu nehmen und ließ sich selbst, den Fenstern den Rücken zuwendend, in einem solchen nieder. Jetzt hielt sie Franval fest im Auge, als wolle sie auf seinen Zügen lesen, ob er ihr die Wahrheit gesagt habe, doch dieser verstand sie wohl und bewahrte in seiner Miene die vollkommenste Unbefangenheit.

„Ich bedaure sehr, daß Lincoln noch nicht zu Hause ist, und doch darf ich ihn nicht rufen lassen; es ist Gerichtssitzung, wobei er Viel zu thun hat. Ich weiß es ja zu gut, wie er jede Minute bereuen wird, in der er hätte bei Ihnen sein können;" sagte Rosiana mit etwas mehr Sicherheit in der Stimme und blickte Franval unverwandt in die Augen.

„Meinen Sie nicht, Madame Lincoln, daß ich ihn im Gerichtsgebäude aufsuchen sollte; auch ich verlange sehnlichst danach, ihn wiederzusehen, wenngleich mir hier die überreichste Entschädigung für den Verlust zu Theil wird, den meine Sehnsucht nach ihm erleidet."

„Ich glaube kaum, daß es gut sein würde, denn seine Arbeit dort duldet keinen Aufschub und doch würde er dieselbe der Freude des Wiedersehens opfern. Bleiben Sie lieber hier, wenn Sie sich mit meiner Gesellschaft zufrieden stellen wollen. Er wird so sehr lange nicht mehr ausbleiben."

„Es thut mir unaussprechlich wohl, das Glück

meines Freundes kennen zu lernen, das Schicksal fst ihm holder gewesen, als mir. Wie lange ist es schon her, daß Lincoln mit Ihnen bekannt wurde?" entgegnete Franval mit einer Verbeugung.

„Wir sind über vier Jahre verheirathet," erwiederte Rosiana mit noch mehr Zuversicht in ihrem Ton.

„Also bald nach unserm letzten Abschied in Richmond; denn damals kannte er Sie noch nicht, sonst hätte er mir sicher sein Glück anvertraut. Damals war sein Herz noch von Liebe frei und gehörte nur der Freundschaft an."

„Und die Freundschaft hat bis auf diese Stunde noch Nichts durch die Liebe eingebüßt, im Gegentheil, Herr Franval, Sie haben in mir noch eine Freundin dazu bekommen," sagte Rosiana, jetzt vollkommen beruhigt, und fügte mit einem freundlichen Lächeln noch hinzu:

„Ich muß Ihnen aber doch unsere Kinder zeigen, in denen Sie Ihren Freund erkennen werden."

Hiermit stand sie auf und verließ das Zimmer, während Franval ihr mit einem glücklich zufriedenen Blick nachschaute. Bald darauf trat Rosiana wieder herein und führte ihre kleinen Lieblinge ihrem Gaste mit den Worten zu:

„Hier bringe ich Ihnen, Herr Franval, unser höchstes Glück. Erkennen Sie die Augen nicht wieder?“

„In dem Knaben, ja, doch die Augen des lieblichen Mädchens erinnern an die Mutter; solche Augen braucht man nur Einmal gesehen zu haben, um sie unter Millionen wieder zu kennen.“

Rosiana erschrak in diesem Augenblick, doch die vollständig unbefangene Miene Franval's beruhigte sie gleich wieder und lächelnd sagte sie:

„Herr Franval, eine so übertriebene Artigkeit darf ich nur von dem alten Freunde Lincoln's hören. Nun sagen Sie mir aber, wie kommen Sie in diese Kleidung? Das Bild, welches mein Gemahl mir von Ihnen entworfen hat, ist ein ganz anderes, als das, welches ich jetzt vor mir habe. Sie gehörten zu den fashionablen Herren Newyorks. Mein Gott, da kommt Lincoln. O, bitte, bleiben Sie ruhig sitzen, er soll überrascht werden, ich bringe ihn herein.“

Mit diesen Worten schoß Rosiana in den Corridor nach der Hausthür, wo so eben die Schelle gezogen war.

„Mein Edward!“ sagte Rosiana zu ihrem eintretenden Gatten, schlang ihren Arm zärtlich um seine Schultern und er erwiederte ihren Gruß mit einem herzinnigen Kuß.

„Es ist sehr warm draußen und in dem Gerichts-

hause haben sie mir's erst recht warm gemacht. Ich habe über drei Stunden reden müssen, habe aber gesiegt, einen Menschen vom Tode gerettet, und viel Geld dabei verdient. Mein süßes Weib, der Himmel ist uns immer noch gnädig," sagte Lincoln und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Komm mit mir in den parlour, dort ist es so herrlich kühl, wir wollen uns zusammen in's Sopha setzen," sagte Rosiana und suchte die glückliche Bewegung zu verbergen, die sich ihrer über die, ihrem Gemahl bevorstehende Freude bemächtigt hatte.

„Wie Du willst, mein Leben," erwiederte Lincoln und ließ sich von Rosiana in das Zimmer leiten. Kaum aber trat er in die Thür, als sein Blick auf den in Leder gekleideten Mann fiel, der unbeweglich vor ihm im Armstuhle saß und ihn mit hellleuchtenden Augen anschaute. Aber nur einen Augenblick staunte er den Fremden an, dann erglänzte sein Blick in auflodernder Freude, „Franval, Du mein Franval!" rief er aus, öffnete seine Arme weit und stürzte dem alten geliebten Freunde an die Brust.

Es war ein überwältigender Augenblick für Beide, ihre ganze Vergangenheit und ihre ganze Gegenwart stand wie ein hellbeleuchtetes, von ihrer Freundschaft eingerahmtes Bild vor ihrer Seele und in Beider

Augen glänzten Thränen der Freude und Rührung. Wieder preßten sie einander gegen die Brust, wieder schüttelten sie sich die Hände und nur für kurze Ausrufe der Ueberraschung und des Entzückens fanden sie Worte. Nachdem aber der erste Freudenrausch des Wiedersehens verwogt war, trat Rosiana Beiden vor die Gedanken und Beide suchten sich gegenseitig in der Seele zu lesen. Franval aber blieb seinem Entschluß treu, mit keinem Blick zu verrathen, daß er die Mulattin erkannt habe, und so sehr, und so lange Lincoln ihn auch mißtrauisch betrachtete, so gelang es Franval doch vollständig, denselben vom Gegentheil zu überzeugen.

Nun war aber auch jede Störung ihrer Freude entfernt und in traulicher Beredung der sie betroffenen Schicksale, seit sie sich nicht gesehen, gaben sie sich dem Glück ihrer Wiedervereinigung hin. Rosiana war darin die belebende Sonne, denn mit einer Art von Dankgefühl dafür, daß Franval sie nicht erkannt hatte, bemühte sie sich, in tausendfacher, lieblicher, anmuthiger und herzlicher Weise ihm ihre Freundschaft zu erkennen zu geben. Geschäftig eilte sie ab und zu, bereitete in der Küche Alles vor, um den lieben Gast bestmöglichst zu bewirthen, richtete ein Zimmer für ihn ein, welches er bewohnen sollte und bei Tisch würzte sie das Mahl durch ihre reizende schöne Erscheinung, sowie durch ihre

freudigen bezaubernden Worte, die ihr das Glück der beiden Freunde eingab.

„Du mußt jedenfalls eine Zeit lang bei mir bleiben. Gegen Abend lasse ich Deine Sachen von Power herein holen," sagte Lincoln zu Franval, als Rosiana ihnen nach Tisch selbst den Kaffee reichte.

„Meine Zeit ist sehr gemessen, bester Lincoln, ich muß spätestens übermorgen früh abreisen und da ist es kaum der Mühe werth, einen Umzug zu halten. Ich kann ja den ganzen Tag hier zubringen und Abends spät hinaus zu dem ehrlichen Power gehen. Auch bleibe ich gern bei meinem Pferde," entgegnete Franval.

„Nein, nein, Herr Franval, das dürfen Sie mir, Ihrer Freundin, nicht zu Leide thun, Sie müssen bei uns wohnen, und mir die Freude gewähren, für Sie sorgen zu dürfen," fiel Rosiana bittend ein.

„Dein Pferd bleibt auch ohne Dein Dortsein gut aufgehoben, Power ist ein wahrer Biedermann und er wird besser dafür sorgen, als Du es selbst zu thun im Stande wärest. Sage nun Nichts weiter dagegen und verderbe meiner Rosiana die Freude nicht," sagte Lincoln.

„Nun, jedenfalls muß ich selbst zu Power gehen und es ihm sagen, der Mann hat mich gar zu freundlich aufgenommen," antwortete Franval.

„Gut, so gehen wir gegen Abend alle Drei hin-

aus, es ist mir lieb, dem Alten einmal wieder einen Besuch zu machen und für Rosiana ist der Spaziergang recht gut," versetzte Lincoln.

„Ach ja, das ist prächtig, ich begleite Euch; ich habe es Power's schon lange versprochen, zu ihnen zu kommen," sagte Rosiana hocherfreut, setzte das Kaffeebrett auf den Tisch und zündete eine Wachskerze auf einem silbernen Armleuchter an, damit die Freunde ihre Cigarren anbrennen konnten.

Nach eingenommenem Kaffee bestand Rosiana darauf, daß Franval sich in ihr, nach dem Garten hinter dem Hause zeigendes, kühles Zimmer begeben mußte, um dort auf ihrem Sopha nach Landesbrauch einer kurzen Nachmittagsruhe zu pflegen, welche Zeit Lincoln benutzte, nach dem Gerichtshause zu gehen und einige unaufschiebbare Arbeiten zu besorgen, sich aber zugleich für den folgenden Tag von allen Geschäften frei zu machen.

Die Sonne stand schon ziemlich niedrig, als Franval durch eine leise Berührung an seiner Wange aus dem Schlummer geweckt wurde und, die Augen aufschlagend, dem freundlich lächelnden Blick Rosiana's begegnete, welche die kleine Virginia auf ihrem Arm zu ihm niederhielt, damit dieselbe ihn mit dem kleinen Händchen erwecken mußte. Zugleich sah er Lincoln in

der Thür stehen, der ihm zurief: „armer Kerl, Du mußt recht müde gewesen sein und es ist mir leid, Dich in Deiner Ruhe zu stören, aber die Sonne will untergehen und es wird Zeit, daß wir uns auf den Weg zu Power machen.“

Franval war schnell aufgesprungen, hatte sich wegen seines langen Schlafs entschuldigt, zugleich aber versichert, daß er niemals so süß geruht habe, und ging mit Lincoln nach dessen Zimmer, während Rosiana eilig ihren Shawl auf den Arm nahm, ihren Sonnenhut aufsetzte und sich dann bei den beiden Freunden reisefertig anmeldete.

„Wir wollen aber hinten zum Garten hinaus und nach dem Fluß gehen, der Fußpfad, der an demselben hinauf bis zu Powers Farm führt, ist zwar etwas um, aber er leitet durch den Wald und ist angenehmer zum gehen, als die staubige, von der Sonne durchglühte Straße,“ sagte Lincoln und trat mit Rosiana und seinem Freunde den Weg an. Nur für eine kurze Strecke führte sie der Pfad durch offene Maisfelder, dann betraten sie das von der Sonnengluth verschonte saftige Grün des Urwaldes, der das Ufer des gewaltigen, stürmisch dahin brausenden Stromes bedeckte. Die Sonne versank hinter den fernen, in Purpur gehüllten Gebirgen, die im Westen über der weiten Berglandschaft in ge-

waltigen kolossalen Formen aufstiegen, deren Farbe wurde mit jeder Minute dunkeler und duftiger, ihre Schatten dehnten sich weiter über die Erde aus und die Dämmerung sank über die Thäler und über die Höhen. Der Saum der Gebirge aber begann sich zu erhellen, er erglänzte wie ein silbernes Band unter dem dunkelnden Azur des Aethers, er wurde blendender und durchsichtiger, es blitzte und funkelte wie Diamanten und Rubinen aus ihm hervor und bald glühte er wie ein Feuerstrom über den, in blauer Ferne verschwimmenden Granitgebirgen.

Erfrischend und labend zog die Luft, von den Wellen des Stromes gekühlt, durch den Wald, unter dessen riesigen, von blühenden Lianen durchschlungenen Bäumen die beiden Freunde mit Rosiana Arm in Arm dahinwandelten und sich in traulichem Gespräche gegenseitig ihre Herzen öffneten.

„Was mag Fehrmann wohl jetzt machen und wie mag es ihm gehen!“ sagte Lincoln mit theilnehmender Stimme.

„Ihm geht es sicher gut, sonst hätte er von sich hören lassen; das Glück ist der größte Störer der Freundschaft, wenigstens der ausübenden, das Unglück schmiedet ihre Bande viel fester zusammen,“ entgegnete Franval.

„Du hast mir einen schlechten Beweis von dieser Deiner Ansicht gegeben, denn gerade im Unglück hast Du meiner vergessen, wenigstens hast Du meinen Rath, meinen Beistand verschmäht, den wir Drei uns doch heilig gelobt hatten. Ich glaube, ich würde unserm Gelübde treuer gewesen sein, als Du, hätte mich das Schicksal so stark wie Dich verfolgt; ich würde Dir wenigstens Nachricht davon gegeben haben," sagte Lincoln.

„Es giebt Unglück, in dem selbst der Freund nicht helfen kann, und solches Schicksal trägt sich leichter, wenn man es in der eigenen Brust verschließt; auch liegt ein Reiz, eine Genugthuung darin, dem Geschick allein mit eigner Kraft zu begegnen und es zu überwinden," erwiederte Franval mit einem düstern Blick, fuhr aber gleich darauf fort: „Freilich, Fehrmann ist nicht der Mensch, der lange allein kämpft, er würde uns bald zu sich ins Feld gerufen haben, wenn es ihm nicht nach Wunsch gegangen wäre. Er ist sicher verheirathet, hat sich großes Vermögen erworben und wer weiß, ob er nicht in seine alte Heimath, nach Deutschland zurückgekehrt ist. Wir werden es nun bald erfahren, da ich direct nach New-Orleans gehe. Ich freue mich doch unendlich darauf, auch ihn einmal wieder zu sehen."

„Dort scheint schon das Haus des alten Power's durch die Bäume," sagte Lincoln, nach einer Oeffnung

im Walde zeigend, er ist einer von den wenigen recht glücklichen Menschen und verdient wahrlich es zu sein. Er hat von der Pike herauf gedient und als Frontieremann mit der Büchse, der Axt und dem Pflug angefangen. Jetzt ist er ein sehr wohlhabender Mann, seine Kinder sind alle glücklich in dieser Gegend verheirathet und er, so wie seine biedere Frau erfreuen sich kräftiger Gesundheit und leben so vergnügt zusammen, als ob sie sich erst so eben verheirathet hätten. Power hat viel Einfluß auf die Leute weit und breit und ihm danke ich es zum großen Theil, daß ich hier so schnell emporgekommen bin. Wenn ich aber jemals genöthigt sein sollte, hier einen Menschen um Hülfe anzurufen, so wäre er es, an den ich mich wenden würde."

„Der Himmel mag uns vor dieser Nothwendigkeit bewahren, doch auch ich habe das unbedingteste Vertrauen in die aufopfernde Freundschaft dieses biedern Mannes", fiel Rosiana ein, und Beide sprachen sich warm und laut gegen Franval über den edeln Charakter Power's aus.

Sie hatten bald das Ende des Waldes erreicht und gingen nun auf dem schmalen Fußsteig, der an der Einzäunung des Maisfeldes hinführte, der Farmerwohnung zu. Vor deren Thür unter der mit blühenden

Rosen umrankten Veranda fanden sie Power und dessen Ehehälfte, eine freundliche hübsche alte Frau nebeneinander sitzend und bereiteten ihnen durch ihr Erscheinen eine sehr freudige Ueberraschung.

„Willkommen, willkommen!" rief der Alte aufspringend und eilte den Kommenden entgegen, um ihnen sämmtlich die Hand zu drücken und sie nach seinem Hause zu führen. Auch Madam Power bewillkommte ihre Gäste aufs Herzlichste und Alle ließen sich nun zusammen unter der Veranda nieder.

„Wir kommen, bester Freund Power, um Ihnen den lieben Gast zu entführen," hub Lincoln an, nachdem die ersten Begrüßungen und gebräuchlichen Fragen nach Haus und Kind, Garten und Feld abgemacht waren. „Wir haben ältere Ansprüche auf ihn, als Sie, Herr Franval war mein bester Freund schon lange, ehe ich meine theure Rosiana kennen lernte."

„Selig ist der Besitzer, sagt ein altes Sprichwort, demzufolge ich ihn so leicht nicht aufgeben werde. Ich habe noch gar Vieles mit ihm zu bereden; Sie wissen, mein lieber Herr Lincoln, ich bin auch einmal Frontieremann gewesen und da lacht einem immer das Herz im Leibe, wenn man wieder Etwas von da draußen erfährt. Vor der Hand muß Herr Franval noch bei mir bleiben."

„Wenn ich Sie aber nun recht schön bitte, lieber Herr Power, uns unsern Freund zu überlassen, mir werden Sie es doch nicht abschlagen?" sagte Rosiana mit freundlichem bittenden Tone und ergriff mit süßem Lächeln die rauhe Hand des Alten.

„Ja freilich, wenn man mir solche Truppen entgegenführt, da muß ich mich schon für besiegt erklären," erwiederte Power mit einem herzlichen Lachen und fuhr zu Franval gewandt fort. „Ihren Gaul aber behalte ich in Versatz, bis Sie mir noch Etwas über die jetzigen Comanche-Indianer erzählt haben; diese Burschen haben mir, als ich an der Frontiere wohnte, manchmal bös mitgespielt."

„Wenn Sie es mir erlauben, so lasse ich gern mein Pferd in Ihren Händen, denn bessere Pflege kann es nirgends finden. Ich werde übermorgenfrüh reiten und sollte ich bis dahin Ihnen die gewünschten Auskünfte über die Indianer nicht geben können, so geschieht es sicher, wenn ich von Neworleans zurückkomme," antwortete Franval.

„Warum haben Sie uns denn aber Ihre lieben Kleinen nicht mitgebracht; es sind wirkich die reizendsten Kinder, die man nur sehen kann; ein paar kleine Engel," nahm Madame Power das Wort, indem sie Rosiana traulich auf die Schulter klopfte.

„Die Kinder müssen doch früher zur Ruhe gelegt werden, als wir nach Hause zurückkehren können, und dann ist es dem Knaben noch etwas zu weit zum gehen, und ihn zu tragen, dazu ist er schon zu schwer. Wenn ich aber einmal früh abkommen kann, dann nehme ich mir die Zeit auf dem Wege und bringe Ihnen Beide mit; sie sind recht gewachsen, seitdem Sie sie nicht sahen," entgegnete Rosiana.

„Das muß ihnen der Neid lassen, ein paar prächtige Kinder sind es, wie Milch und Blut, man muß sie lieb haben, auch wenn man die Eltern nicht kennte," versetzte der Farmer.

Madam Power entfernte sich jetzt, um für ihre Gäste eine Erfrischung zu holen, und kehrte sehr bald, von einem Negermädchen gefolgt, zurück, welches herrliches Obst und eiskalte Milch auf den Tisch unter die Veranda stellte. Alle betheiligten sich an dem einfachen Mahle und Franval mußte dasselbe durch Erzählungen aus seinem Leben in der Wildniß würzen.

Der Himmel hatte sich mit funkelnden Sternen bedeckt, als die Gäste sich bei den biedern alten Leuten verabschiedeten und in der Kühle der Nacht ihren Weg nach Hause antraten.

Nur zu schnell für Lincolns, so wie für Franval

verstrich der nächste Tag in trautem beglückenden Zusammensein, und an dem darauf folgenden, schon ehe die Sonne aufstieg, war Letzterer zu Roß, und setzte seine Reise nach Neworleans fort.

XI.

Einige Wochen später, als der Abend seine Schatten über Amerika ausbreitete und in Richmond sich der Platz um das Kapitolium mit Spaziergängern füllte, herrschte in der Wohnung des Pfarrers Nelson eine ernste verhängnißvolle Stille, die Negerin Morna stand in Thränen und händeringend an der offenen Thür vor dem Zimmer ihres Herrn und dieser lag schwer erkrankt auf seinem Lager. Vor dem Bette des alten braven Mannes saß seine Schwester und hielt seine Hand zwischen den ihrigen, und hinter ihr an dem Tisch stand ihr Gemahl, der Doctor Hunter, und heftete seinen nachdenkenden Blick auf den Kranken, als zähle er dessen schwere, beklommene Athemzüge. Er war ein Mann von finsterem Aussehen mit rabenschwarzem Haar, olivenfarbener Gesichtsfarbe, starken buschigen Brauen und matten gläsernen grauen Augen.

„Habt Ihr denn zu dem Friedensrichter und zu dem Advocaten geschickt, wie Ihr mir versprochen? Meine

Stunden sind gezählt, ich habe nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Ich muß und will noch, ehe ich sterbe, den Freibrief für Rosiana ausstellen," sagte der Pfarrer mühsam mit abgebrochenen Worten und blickte bittend zu seiner Schwester auf. Diese gab ihm jedoch keine Antwort und senkte ihre trockenen Lippen auf seine Hand, der Doctor aber nahm das Wort und sagte:

„Wir haben zu ihnen geschickt und sie werden kommen; es ist aber schon spät, vielleicht finden sie sich erst Morgen früh hier ein. Ich glaube selbst, daß es besser für Sie wäre, liebster Schwager, wenn die Herren erst morgen kämen, das Geschäft möchte Sie doch angreifen und Ihre Nachtruhe stören."

„Nein, nein, nicht morgen früh, gleich, sobald wie möglich, sonst wird es zu spät und ich kann nicht ruhig sterben, ohne Rosiana sicher zu wissen. Bitte, bitte, laßt die Herren sogleich kommen!" sagte Nelson mit großer Unruhe und suchte den Augen seiner Schwester zu begegnen, die aber ihr Gesicht gesenkt hielt und seinem Blick auswich.

„Nun, sie können ja noch kommen, ich will selbst noch einmal zu ihnen gehen," entgegnete der Doctor, ergriff seinen Hut und Stock und trat nahe an das Bett des Kranken, indem er sagte:

„Verhalten Sie sich nur ruhig während der Zeit,

in der ich abwesend bin, ich kehre bald zurück." Dabei gab er seiner Frau einen Wink, ihm zu folgen und sagte, indem er aus der Thür schritt, zu der Negerin Morna, sie solle hinein zu ihrem Herrn gehen.

Madame Hunter war ihrem Gatten bis in den Garten vor dem Hause gefolgt, dort blieb er stehen und sagte:

„Ich will mich nur eine halbe Stunde entfernen, damit er glaubt, ich sei zum Friedensrichter und zum Advocaten gegangen, um sie zu rufen; man muß ihn mit der Hoffnung hinhalten, bis es mit ihm vorbei ist. Es wird nur noch einige Stunden mit ihm dauern. Wenn er nur Medicin nehmen wollte, dann gäbe ich ihm eine gute Dosis Opium, so daß er in tiefen Schlaf verfiele; es würde ihm auch das Ende erleichtern. Gieb nur Acht, daß das Negerweib nicht heimlich fortspringt und uns am Ende doch noch das Gericht in's Haus bringt; dann wären wir des Rechts auf Rosiana verlustig, und ich hege immer noch die Hoffnung, sie aufzufinden. Käme das Mädchen in Neworleans unter den Hammer, so wäre sie zehntausend Dollar werth."

„Das Negerweib soll mir nicht entwischen; bleibe nur nicht gar zu lange weg, ich mögte nicht gern mit ihm allein sein, wenn er stürbe; er ist doch mein Bruder."

„Thorheit, Bruder hin, Bruder her, sterben muß er und soll uns nicht vor seinem Tode noch um unsere rechtmäßige Erbschaft bringen,“ entgegnete Hunter und wandte sich von seiner Frau ab mit den Worten: „Behalte die Negerin im Auge.“

In diesem Augenblick trat der Postbote in den Garten und übergab dem Doctor einen Brief mit dem Bemerken: „Für den ehrwürdigen Herrn Pfarrer Nelson.“

„Mein Schwager ist krank, was kostet der Brief?“ sagte der Doctor, indem er denselben dem Boten abnahm.

„Nur die Bestellungsgebühr. Der Brief ist hier in die Post geworfen, wahrscheinlich ist er von der Bank in Neworleans an die hiesige übermacht worden, denn es steht das Zeichen jener Bank darauf,“ entgegnete der Bote und empfing von dem Doctor den Briefträgerlohn.

Madam Hunter war herzugetreten und sah neugierig auf das Schreiben, welches ihr Mann in der Hand hielt.

„Der Brief ist von der Bank in Neworleans. Was mag er enthalten, sollte Dein Bruder dort noch Kapitalien stehen haben, wovon wir Nichts wüßten?“ sagte der Doctor, das Schreiben betrachtend.

„Das können wir bald erfahren. Komm mit mir in das andere Zimmer, ich will ein Licht anzünden, dann können wir den Brief ja lesen,“ erwiederte die Doctorin und eilte ihrem Bruder voran in das Haus.

In der, dem Krankenzimmer gegenüber gelegenen Stube traf Madame Hunter, mit dem Lichte eintretend, ihren Gatten ihrer harrend und dieser erbrach sofort das Schreiben.

Es war der Brief Lincoln's an den Pfarrer, womit er ihm die zweitausend Dollar übermachte. „Hallo! — siehst Du — jetzt kommen wir der Mulattin auf die Spur, und die zweitausend Dollar hier, die haben wir noch extra in den Kauf bekommen. Wer das Mädchen jetzt besitzt, dem ist sie mehr werth als zehntausend Dollar, sonst würde er nicht unaufgefordert zweitausend einsenden. Nun ist sie unser, denn die Bank in Neworleans muß wissen, wer ihr den Brief zugestellt hat. Sobald Dein Bruder todt ist, reise ich nach Neworleans. Sorge jetzt nur dafür, daß uns das Negerweib keinen Streich spielt.“ Mit diesen Worten steckte der Doctor den Brief nebst dem Gelde in die Tasche und eilte auf die Straße hinaus.

Madame Hunter ging wieder zu ihrem Bruder hinein und stellte sich vor sein Bett, doch als Morna das Zimmer verlassen wollte, sagte sie zu ihr:

„Setze Dich dort an das Fenster und gieb Acht, ob die Herren kommen.“

„Liebe Schwester,“ sagte der Pfarrer mit beklommener Stimme, „ich habe Morna aufgetragen, auch nach dem Friedensrichter und dem Advocaten sich umzusehen, vielleicht findet sie dieselben leichter auf, als Dein Mann. Ich fühle es, ich werde schwächer, das Athmen wird mir so sauer; großer Gott, hilf mir mein Kind retten, Schwester, Rosiana ist mein eigenes Kind!“

„Beruhige Dich, Bruder, Du wirst nicht sterben, mein Mann sagt es ja, es hätte gar nichts mit Dir zu sagen,“ fiel dem geängstigten Manne die Doctorin in die Rede, doch dieser richtete sich mit ungeheurer Anstrengung auf, erfaßte ihre beiden Hände und flehte wieder:

„Schwester, Schwester, habe Erbarmen, laß mich mein Kind retten, meine Rosiana, sonst gehe ich mit einer schweren Sünde, ja fluchbelastet aus der Welt!“

„Die Herren werden gleich kommen. Lege Dich wieder nieder, Bruder, Du regst Dich unnöthig auf, es könnte Dir Schaden bringen,“ sagte Madam Hunter und suchte ihrem Bruder den Arm wegzuziehen, auf den er sich stützte.

„Nein, nein, laß mich, ich will mich nicht wieder niederlegen, bis ich mein Kind frei gemacht habe.

Morna, den Augenblick eile, laufe, thue was ich Dir befohlen habe, bringe mir den Friedensrichter, sage ihm, er solle keine Minute verlieren, ich läge im Sterben und wolle meinen letzten Willen machen!" rief der Pfarrer in höchster Angst und wehrte die Hände seiner Schwester mit Verzweiflung von sich ab. Doch plötzlich, als ob alle Kraft ihn auf einmal verließe, fiel er auf das Lager zurück, holte tief Athem, stöhnte noch einmal den Namen Rosiana hervor und war dann der Sprache beraubt. Seine Augen hatten sich geschlossen, mühsam und röchelnd hob sich seine Brust nur noch in kurzen schwachen Athemzügen und seine Gesichtsfarbe änderte sich auffallend schnell.

Madame Hunter trat einen Schritt von dem Bett zurück, so daß der Schein des Lichtes, welches auf dem Tisch stand, über den Sterbenden fiel. Sie faltete ihre Hände, sie zitterte aber so heftig, daß sie, sich abwendend, sich an dem Tisch halten mußte, um nicht in die Kniee zu sinken.

„Geh' an das Bett zu Deinem Herrn, Morna, ich will sehen, ob der Doctor noch nicht kommt!" sagte sie zu der Negerin und wankte bebenden Schrittes mit einer Hast zur Thür hinaus, als folge ihr ein Gespenst auf dem Fuße. Erst in dem Garten, nahe an dessen Ausgang, hielt sie ihre Schritte an und sank dort auf

einer Bank nieder, während sie bald ihren Blick in die Straße hinaus, bald auf den matten Lichtschein richtete, der aus dem offenen Fenster des Krankenzimmers hervordrang. Es war dunkel geworden, Alles war ruhig und nur einzeln zog ein Vorübergehender wie ein Schatten lautlos auf dem losen Sand der Straße hin. Madame Hunter sah sich von Zeit zu Zeit wie erschreckt um, obgleich sich Nichts in ihrer Nähe bewegte, doch plötzlich fuhr sie mit einem unterdrückten Schrei von ihrem Sitz auf und rannte nach der Gartenthür; eine Fledermaus war über ihr hingeflogen. Sie hatte die Thür geöffnet und sah in die Straße hinaus, als heftiges Weinen und Schluchzen der Negerin Morna von dem Hause her zu ihren Ohren drang und ihr sagte, daß ihr Bruder todt sei. Sie fuhr zusammen und sah einen Augenblick nach dem offenen Fenster hin, dann wandte sie sich aber in die Straße hinaus und spähete und lauschte in derselben hinauf und hinab, ob ihr Mann noch nicht zurückkehre.

„Gottlob, daß Du kommst!“ sagte sie nach einigen Minuten, indem sie dem Doctor entgegeneilte, den sie durch die Dunkelheit erkannte, „ich glaube, mein Bruder ist gestorben. Ich ging hinaus, um mich nach Dir umzusehen, und so eben begann Morna laut zu weinen; er ist sicher todt.“

„Wie ich es ja vorhersagte,“ entgegnete der Doctor.

„Laß uns hineingehen und sehen, wie weit es mit ihm ist.“

Als sie in das Sterbezimmer traten, fanden sie die Negerin über die Leiche ihres Herrn hingestreckt, ihren Arm hatte sie unter sein Haupt geschoben und ihr Gesicht verbarg sie an seiner regungslosen Brust.

„Steh auf,“ sagte der Doctor zu der Sclavin und stieß sie mit seinem Stock in die Seite, und als dieselbe sich jammernd und wehklagend aufrichtete, winkte er ihr, das Zimmer zu verlassen.

Hunter nahm hierauf das Licht, hielt es nahe über das Antlitz des Entschlafenen, fühlte dann nach dessen Puls und sagte, indem er das Licht nach dem Tische zurücktrug:

„Er ist vollständig todt.“

Einige Augenblicke blieb er in Gedanken versunken vor dem Tische stehen, dann fuhr er fort:

„Wir wollen Alles verschließen, dann bringe ich Dich nach Hause und kehre hierher zurück, um die Nacht hier zuzubringen. Morgen sehen wir die Hinterlassenschaft durch, übermorgen früh lassen wir Nelson begraben und am folgenden Tage reise ich nach New-orleans ab, um Erkundigung über den Brief einzuziehen.“

Darauf machte er die Fenster zu, verschloß den

Schreibtisch des Verstorbenen, verließ mit seiner Frau das Zimmer und verschloß dann alle Stuben im Hause. Der Negerin befahl er, in der Küche zu bleiben, bis er zurückkehre und begab sich dann mit seiner Gattin auf den Heimweg.

„Ich weiß nicht," sagte er nachsinnend, als sie in der Dunkelheit neben einander hinschritten, „es ist mir, als hätte ich die Handschrift in dem Briefe schon einmal im Leben gesehen; wo aber, das ist schwer zu sagen. Ich meine, es müßte Jemand hier in Richmond gewesen sein, von dem ich einst einen Brief mit solcher Schrift erhielt. Die Buchstaben sind so sehr klein und haben doch wieder so lange dick ausgedehnte Züge. Es ist eine ganz ungewöhnliche Hand."

„Du müßtest einmal in Deinen Papieren nachsehen, vielleicht fände sich der Brief noch vor. Du hebst sie ja alle auf," versetzte Madame Hunter.

„Es muß schon mehrere Jahre her sein, doch die Hand kann man noch nach zwanzig Jahren wiedererkennen," sagte der Doctor, eilig vorwärts schreitend, und bald darauf hatte er mit seiner Frau seine Wohnung erreicht. Hier wurde der Brief abermals beim hellen Lampenscheine betrachtet und Hunter wurde in seiner Ueberzeugung nur noch mehr bestärkt, daß er diese Handschrift schon einmal gesehen habe.

Er hielt sich nur kurze Zeit in seiner Wohnung auf und begab sich dann nach dem Hause des todten Pfarrers zurück; der Brief Lincoln's aber mußte ihn dorthin begleiten und, dessen Schriftzüge immer fester in seine Seele prägend, suchte er die ihnen ähnlichen, welche er vor Jahren gesehen hatte, vor seinem Geiste heraufzubeschwören. Er saß mit untergeschlagenen Armen über dem Zimmer des Todten in Rosiana's früherer Stube an deren kleinem Arbeitstisch und blickte nachdenkend unverwandt auf den offenen Brief, der vor ihm in dem Scheine der Lampe lag. Er ließ nach und nach alle ihm in Richmond seit Jahren bekannt gewesenen Personen an seiner Erinnerung vorüberziehen und sann, ob er deren Handschrift kenne. Zuerst nahm er die Kaufleute vor, dann die Rentiers, die Gutsbesitzer aus der Umgegend, die Beamten, die Handwerker, die Wirthe; der Brief, zu dem er den Schreiber suchte, kam immer deutlicher vor seine Erinnerung, er sah ihn im Geiste vor sich, er erinnerte sich, daß derselbe auf gelbliches Papier geschrieben war, doch immer noch konnte er den Mann nicht finden, der ihn geschrieben hatte. Er sann und sann, da fiel ihm ein, daß er ja der Advocaten noch nicht gedacht hatte. Es fuhr ihm wie ein Hoffnungsstrahl durch den Sinn, der Brief mußte von einem Advocaten gekommen sein! Die

Rechtsanwälte, die augenblicklich noch in Richmond wohnten, waren bald überblickt, es war nur Einer darunter, dessen Handschrift er gesehen hatte, derjenige, der jetzt seine ausstehenden Forderungen für ihn eintreiben mußte. Welche Advocaten hatte er aber wohl in früherer Zeit beschäftigt? Er wandte sich mit seinen Gedanken zurück und wie in einem Sonnenblick, der plötzlich zwischen Nebelwolken hervorbricht, sah er mit Einemmale den jungen Advocaten Lincoln im Geiste vor sich, der damals während seines kurzen Aufenthalts hier so viel Aufsehen gemacht und dem er mehrere Streitsachen für sich zu ordnen übergeben hatte. Zugleich sah er in seiner Erinnerung den Brief von demselben und erkannte in ihm deutlich denjenigen, auf den er sich mit so großer Anstrengung besonnen hatte. Er sprang auf, ging mit verschränkten Armen rasch im Zimmer auf und ab und suchte sich das Bild noch deutlicher zu machen, es war aber kein Zweifel mehr darüber, Lincoln hatte den Brief geschrieben. Jetzt fiel ihm auch das schnelle und unerwartete Abreisen des jungen Mannes ein und er fand aus, daß es ungefähr zu derselben Zeit stattgefunden haben mußte, in der Rosiana verschwunden war. Der ganze Zusammenhang wurde ihm jetzt klar und deutlich, Lincoln mußte die Mulattin entführt haben, sie lebte mit ihm ohne Zweifel

in einem Sclavenstaat, und sie mußte ihm Viel werth sein, sonst hätte er nicht zweitausend Dollar für sie eingesandt und würde den Pfarrer Nelson nicht so dringend beschworen haben, einen Freibrief für sie vor Gericht auszustellen. Vollständig mit sich darüber einig, daß ihm ein reicher Gewinnst aus dem Mädchen erstehen werde, rieb er sich mit triumphirendem Lächeln die Hände, steckte den Brief wieder in die Tasche, und legte sich zur Ruhe auf das Bett Rosiana's, welches der Pfarrer ebenso, wie die ganze übrige Einrichtung des Zimmers vollkommen in demselben Zustande erhalten hatte, wie das ihm so theure Mädchen dasselbe bei ihrer Flucht verließ.

Am folgenden Morgen fand sich Madame Hunter schon zeitig bei ihrem Gatten ein und wurde von ihm sogleich mit der frohen Kunde überrascht, daß er den Schreiber des Briefes ausgefunden habe, und Beide gingen nun mit geschäftigem Eifer an die Arbeit, um die Hinterlassenschaft des Verstorbenen nachzusehen und in Empfang zu nehmen. Alle Briefschaften wurden zusammengebunden und nach dem Haus des Doctors geschickt, wo derselbe sie mit Muße durchlesen wollte, alle Werthsachen wanderten gleichfalls dorthin, und als der Abend kam, überließen sie den Todten sich selbst in der verschlossenen Stube, übergaben das Haus der Aufsicht

der Negerin Morna und gingen, mit dem Ergebniß ihrer Ausbeute zufrieden, nach ihrer eigenen Wohnung. Doctor Hunter beeilte sich dort, den frühern Brief von Lincoln aufzusuchen, was ihm nun gar nicht schwer ward, denn er war ein sehr pünktlicher Geschäftsmann und hielt alle seine Papiere stets in bester Ordnung aufbewahrt. Das Schreiben wurde neben das gestern empfangene gehalten und mit demselben verglichen, und all und jeder Zweifel war nun verschwunden, es war Lincoln und Niemand anders, der den Brief geschrieben hatte. Frühzeitig am folgenden Morgen wurde der Pfarrer in der Stille beerdigt, Madame Hunter konnte ihm jedoch die letzte Ehre durch ihr Geleit nicht erzeigen, da sie sich zu sehr angegriffen fühlte. Nach seiner Rückkehr von der Beerdigung nahm nun der Doctor die von Nelson hinterlassenen Papiere und Briefschaften zur Hand, um sie durchzusehen und diejenigen, welche für ihn von keinem weiteren Nutzen sein konnten, dem Feuer zu übergeben. Welch großes Entzücken aber empfand er, als er die verschiedenen Briefe von Rosiana an den alten Herrn entdeckte, worin sie ihm ihr unbegrenztes Glück schilderte, wenngleich sie ihm auch verschwieg, worin dasselbe eigentlich bestehe. Hunter's Hoffnungen auf einen großen Gewinn durch den Besitz der Mulattin wurden noch mehr gesteigert

und Madame Hunter betheiligte sich lebhaft an der Freude über diese vielversprechende Aussicht. Jetzt handelte es sich nur noch darum, den Wohnort Lincoln's ausfindig zu machen, und das, hoffte der Doctor, sollte ihm in New-Orleans gelingen.

Frühzeitig am folgenden Morgen trat er seine Reise dorthin an, erreichte die Stadt nach vielen überstandenen Beschwerden und Strapazen und kehrte dort in dem prächtigen St. Charles-Hotel ein. Es war noch eine Stunde vor dem Schluß der Bank von New-Orleans, weshalb Hunter schnell seine Toilette ordnete und sich mit dem Briefe Lincoln's dorthin begab. Er trat an einen der Zahltische und der dort beschäftigte Beamte fragte ihn, womit er ihm dienen könne.

„Die Bank hat vor Kurzem diesen Brief an den Pfarrer Nelson in Richmond befördert und es liegt diesem Herrn sehr Viel daran, zu erfahren, wer der Bank dies Schreiben übermacht hat. Es wird Ihnen unstreitig ein Leichtes sein, mir die gewünschte Auskunft darüber zu ertheilen," sagte der Doctor, sich höflichst verneigend, und gab dem Angeredeten den wieder versiegelten Brief.

„Ja, ja, Herr, es ist schwer, Ihren Wunsch zu erfüllen; wie können wir uns erinnern, wer uns den Brief übergeben hat? Wir werden so sehr mit der-

gleichen Aufträgen überhäuft, daß ein einzelner Brief uns nicht in der Erinnerung bleiben kann," entgegnete der Beamte und betrachtete das Schreiben einige Augenblicke. Er reichte es dann mit einem Achselzucken dem Doctor über den Tisch hin, hielt es aber, als derselbe es ihm abnehmen wollte, wieder zurück und sagte:

„Warten Sie noch einen Augenblick, ich will einen meiner Herren Collegen fragen, ob er sich vielleicht darauf besinnt; ich meine, ich hätte den Mann, der diesen Brief hierherbrachte, an ihn damit verwiesen." Darauf begab er sich nach dem andern Ende der großen Säulenhalle und redete mit einem dort am Schreibpulte beschäftigten alten Herrn. Nach wenigen Minuten kehrte er zu dem Doctor zurück und ersuchte ihn, zu jenem Beamten zu gehen, der ihm wahrscheinlich Auskunft über den Brief geben könne.

Hunter folgte der Weisung und trat mit höflichster Verneigung zu dem ihm bezeichneten Herrn, der den Brief in der Hand hielt und ihm beim Herantreten denselben mit den Worten zurückgab:

„Das Schreiben hat uns ein Herr Jackson aus B...... an dem G......fluß eingehändigt, ich erinnere mich seiner zufällig, da er aus Versehen seine Brieftasche hier auf meinem Tisch liegen ließ und deshalb nochmals zu mir zurückkehrte. Ich weiß es sicher,

daß er Herr Jackson aus B...... war. Er hatte zugleich einen Creditbrief an uns, den wir ihm ausgezahlt haben."

„Ich bin Ihnen im Namen des Pfarrers Nelson unendlich dankbar, Sie haben ihm durch diese Auskunft einen großen Dienst erwiesen. Die Bank steht wohl mit B...... nicht in directer Verbindung?" sagte Hunter mit einer Verbeugung.

„Allerdings nicht, sollten Sie jedoch Zahlungen dorthin zu leisten, oder solche von dort zu empfangen haben, so werden wir gern zu Ihren Diensten stehen," entgegnete der Beamte.

„Es ist leicht möglich, daß ich in der Kürze davon Gebrauch machen werde. Können Sie mir vielleicht ein hiesiges Haus nennen, welches mit B...... in Geschäftsverbindung steht?" sagte Hunter mit höflichem Ton.

„Die Firma C. Willenius & Comp. macht meines Wissens ansehnliche Geschäfte dorthin; wenn Sie sich an diese Herren wenden, so werden dieselben Ihnen sicher jede gewünschte Auskunft gern ertheilen," versetzte der Beamte und Hunter empfahl sich ihm mit der Versicherung seines innigsten Dankes.

„Gottlob, sie ist also noch in einem Sclavenstaat," sagte er halblaut vor sich hin, als er in die Straße

trat, und sich nach einer Miethkutsche umsah, die ihn nach den ihm genannten Herren Willenius & Comp. fahren sollte. Er hoffte von diesen Herren weitere Auskunft über den Kaufmann Jackson, vielleicht über Lincoln selbst zu erhalten. Da rief die Glocke auf dem St. Charles-Hotel zum Mittagsessen, und Hunter beschloß, seinen beabsichtigten Besuch für den Nachmittag aufzusparen. Er eilte nach dem Gasthaus zurück, in dessen Eingang hunderte von Fremden aus allen Theilen der vereinigten Staaten sich drängten, obgleich die Glocke noch zweimal ertönen mußte, bis die Thüren des ungeheuren Speisesaals sich den Gästen öffnen würden. Die, aus Marmor aufgeführte hochgewölbte und auf Pfeilern gelegene Vorhalle des Hotels füllte sich mit Reisenden und Hunter begab sich nach dem Pult, auf dem das Fremdenbuch lag, um die kürzlich darin verzeichneten Namen durchzulesen, unter denen er vielleicht einen Bekannten zu finden hoffte. Als er zu dem Pult trat, hatte sich so eben ein Fremder eingeschrieben, dessen Lederkleidung ihm auffiel und ihm den Mann von dem fernen Westen bezeichnete. Er sah ihm einen Augenblick nach und schaute dann auf das Buch, wo er mit noch nasser Tinte den Namen Franval, von B . . . . . . verzeichnet fand. Es war wirklich Franval gewesen, der so eben angekommen, seinen Namen hineingeschrieben und der

die Stadt B...... als seinen Wohnort angegeben hatte, um überhaupt eine Richtung zu nennen, aus welcher er kam, denn sonst hätte er „aus der Wildniß" hinschreiben müssen.

Hunter sah überrascht auf die Schrift, er las den Namen nochmals, wandte sich dann rasch von dem Buche ab und ließ seinen Blick spähend durch die Halle streifen, um den, in Leder gekleideten Mann aufzufinden. Derselbe hatte sich an einem der vielen Tische niedergelassen, auf denen die neuen Zeitungen ausgebreitet lagen und war im Lesen eines Newyorker Blattes vertieft, als Hunter neben ihm Platz nahm und ihn mit den Worten anredete:

„Sie verzeihen mir wohl, mein Herr, wenn ich Sie einen Augenblick störe; ich sah so eben in dem Fremdenbuch, daß Sie aus B...... kommen und erlaube mir, Sie um Auskunft über einen Geschäftsfreund dort zu bitten."

„Ich bedauere sehr, daß Sie sich damit an den unrechten Mann wenden. Ich wohne nicht in B......, hielt mich auch nur, einem Freund zu gefallen, dort einige Tage auf und bin während dieser Zeit mit Niemandem bekannt geworden," entgegnete Franval mit einer leichten Verneigung des Kopfes und richtete dann seinen Blick wieder auf die Zeitung.

„Es wohnen zwei Herren in B......, über deren Wohlergehen ich so gern Auskunft haben möchte. Der eine ist der Kaufmann Jackson, ein alter Freund von mir, von dem ich seit langer Zeit Nichts hörte," fuhr Hunter zu Franval gewandt fort, obgleich dieser gar nicht mehr auf ihn zu hören schien und eifrig die Newyorker Neuigkeiten durchflog.

Hunter schwieg einen Augenblick, war aber durchaus noch nicht entschlossen, seine Forschungen aufzugeben und heftete seinen Blick auf Franval, als ginge er mit sich zu Rathe, auf welche Weise er denselben zu einer Unterredung stimmen könne.

„Sie wohnen wahrscheinlich an der Frontiere, Herr Franval?" fuhr er nach einer Weile fort. „Ein saures, gefahrvolles Stück Brod, in der That, und nur wenige Bürger der alten Staaten wissen es anzuerkennen, daß sie den Frontieremännern den ruhigen Besitz ihres Landes zu verdanken haben. Wie weit ist denn die Grenze noch von B...... entfernt?"

Franval gab ihm abermals keine Antwort, ja, er schien die an ihn gerichteten Reden gar nicht gehört zu haben.

Hunter warf einen giftigen Blick auf den schweigsamen Hinterwäldler, hustete einige Male und trommelte mit den Fingern auf seinem Knie, behielt aber

seinen Platz inne. Nach einer abermaligen Pause, gerade als Franval das Blatt umwandte, begann er jedoch wieder und fragte, indem er sich näher zu Jenem hinneigte:

„Wie heißt denn Ihr Freund in B......., wenn ich fragen darf?“

„Mein Herr, bei uns an der Frontiere würden wir eine solche Zudringlichkeit, wie Sie gegen mich ausüben, Unverschämtheit nennen; welchen Namen Sie hier in der sogenannten gebildeten Welt für Ihr Betragen haben, weiß ich nicht!“ entgegnete Franval, plötzlich auffahrend, indem er die Zeitung sinken ließ und den Redner mit einem zurechtweisenden strammen Blick in die Augen sah.

„Ich bitte um Entschuldigung, ich wollte Ihnen durchaus nicht lästig fallen, ich lebte nur der Hoffnung, möglicher Weise durch Sie Etwas über meinen alten Freund zu erfahren, der sich schon seit mehreren Jahren in dortiger Gegend niedergelassen hat,“ erwiederte Hunter mit einer entschuldigenden Bewegung der Hand.

„Zum Teufel mit Ihrem Freunde, ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich selbst in B...... unbekannt sei und Ihnen keine Auskunft geben könne. Das muß Ihnen genug sein,“ versetzte Franval heftig, warf sich

in den Stuhl zurück und entfaltete abermals die große Zeitung vor seinem Blick.

„Ich bedaure, daß ich gegen meine Absicht Ihnen durch meine Fragen störend wurde,“ sagte Hunter jetzt aufstehend mit etwas beleidigtem Ton „ich hoffe übrigens, durch ein hiesiges Haus die erwünschte Auskunft über meinen Freund Lincoln erhalten zu können.“

„Lincoln — Lincoln sagen Sie, ist Lincoln Ihr Freund? Ja freilich, mein Herr — dann muß ich Sie um Verzeihung bitten. Sie müssen Nachsicht mit einem Manne haben, der seit Jahren von aller Gesellschaft entfernt war und darum deren Gebräuche vollständig verlernte. Lincoln ist auch mein Herzens=Freund seit geraumer Zeit und er ist es, den ich in B...... wiederfand, nachdem ich so lange von ihm getrennt war.“

„Nun sehen Sie, so ist es zuletzt doch gut gewesen, daß ich unverschämt war, denn dies kann ich selbst jetzt nicht läugnen und Sie hatten vollkommen Recht, sich über meine Zudringlichkeit zu beschweren. Was thut man aber wohl nicht einem Freund zu gefallen! Nun sagen Sie mir, wie geht es denn unserm lieben Lincoln?“

„Gut, sehr gut, sehr glücklich. Er hat ein beneidenswerthes Loos gefunden; er ist angesehen und beliebt in der ganzen Gegend, verdient sehr viel Geld und, was Alles noch übertrifft, er ist der glücklichste Gatte

und Vater. Seine reizende Frau, eine Mexicanerin, hat ihn mit zwei Kindern, zwei wahren Engeln, beschenkt und, selbst ein Engel, schafft sie ihm einen Himmel auf Erden," sagte Franval in glücklicher Begeisternng und sah mit wohlthuender Gewißheit dem Doctor in die Augen, um auf deren Spiegel die Freude zu lesen, die diese Nachricht in dessen Herz gießen mußte.

Wohl erglänzte der Blick Hunters, es war aber nicht das Licht der herzlichen Freude, der innigen freundschaftlichen Theilnahme, das sich in seinen Augen spiegelte, es war mehr ein zuckender Blitz, der seinem Ziel entgegeneilte, um es zu vernichten. Ueber das bleiche Gesicht des Doctors schoß eine leichte Röthe und sein Mund verzog sich zu einem unangenehmen Lächeln.

„Also reich, und beglückt durch eine so schöne Mexicanerin und zwei so liebliche Kinder — wie freue ich mich über diese Nachricht und wie sehr bin ich Ihnen für dieselbe dankbar!" sagte er mit gezwungen milder Stimme und suchte die eigentliche Ursache der Aufregung zu verbergen, die sich seiner nach dieser Kunde bemeistert hatte. Franval's Menschenkenntniß war aber auf dem Probirstein des Unglücks geschliffen worden und sein Leben unter den schweigsamen lauernden Indianern hatte sein Studium menschlicher Charaktere noch mehr begünstigt; der Blick Hunters fiel ihm kalt in

das Herz und mit ihm stand die Sclavin Rosiana und ihre beiden Quadronenkinder vor seiner Seele. Ein Gefühl des Vorwurfs gegen sich selbst, daß er wahrscheinlich einem Gauner getraut und ihm möglicherweise zum Nachtheil seines Freundes Auskunft über diesen gegeben hatte, überkam ihn, und alle seine Menschenkenntniß zusammenraffend, sah er dem unheimlichen Fremden forschend in die Augen und suchte sein Mißtrauen durch eine ruhige unbekümmerte Haltung vor ihm zu verheimlichen.

Hunter's Augen hatten bereits wieder ihren natürlichen gläsernen Blick angenommen, die ihm gewohnte finstere Ruhe lag wieder auf seinem fahlen Gesicht und mit dem Ausdrucke, als habe er eine wichtige Frage zu seiner vollsten Zufriedenheit gelöst, legte er sich mit seinem Stuhl zurück, schlug ein Bein über und sagte, augenscheinlich nur, um Etwas zu sagen:

„Nun, wenn Sie nach B...... zurückkehren, müssen Sie unsern Freund recht herzlich von mir grüßen; ich bin der Apotheker Brand aus Newyork."

Franval fühlte deutlich, daß der Mann ihn überlistet und durchschaut und daß er Dasjenige von ihm erfahren hatte, woran ihm so sehr viel gelegen gewesen war; doch er konnte seine Mittheilung nicht wieder zurücknehmen und mit verbissenem Zorn antwortete er:

„An der Frontiere weiß man einen wahren Freund eben so hoch zu schätzen, als man einen falschen Freund gering achtet, dessen man sich dort leicht entledigen kann. Lincoln hat viele Freunde in jener Gegend, die Gut und Leben für ihn einsetzen und Einer von diesen bin ich, Herr Brand! Ich werde Ihre Grüße ausrichten.“

In diesem Augenblicke ertönte die Tischglocke zum Letztenmale, Alles erhob sich in der Halle und mit Ungestüm drängten sich einige hundert Gäste nach den weit geöffneten Thüren des ungeheuren Speisesaals.

Auch Hunter war rasch aufgesprungen und sagte mit einem leichten Gruß zu Franval, der sich gleichfalls erhob:

„Auf Wiedersehen, Herr!“ und drängte sich eilig zwischen die Menge; Franval aber schritt ihm schnell nach, hielt einen der Kellner in der Thür der Halle an und sagte zu ihm, indem er hinter dem Doctor herzeigte:

„Gehen Sie diesem Manne nach und forschen Sie seinen Namen aus; wenn Sie mir denselben mittheilen, gebe ich Ihnen zehn Dollar.“

Der Kellner eilte Hunter nach, der nicht in den Speisesaal, sondern die Treppe hinauf ging und Franval begab sich zu Tisch. Vergebens blickte er während

der Mahlzeit an den Tafeln auf und nieder und suchte das Gesicht des angeblichen Apothekers Brand, derselbe erschien nicht. Nach Tisch aber, als Franval in der Vorhalle beim Kaffee saß, trat der Kellner zu ihm und theilte ihm mit, daß jener fremde Herr, dessen Namen er zu erfahren wünsche, das Haus verlassen habe, ohne sich in das Fremdenbuch einzuschreiben. Mit sich selbst grollend und mißmüthig über den vereitelten Versuch, etwas Weiteres über den widrigen verhaßten Mann zu erfahren und mit einer Bangigkeit, wie ein Vorgefühl von drohendem Unheil erhob sich Franval, schritt einige Male in der Halle auf und nieder und wandte seine Gedanken einem freundlicheren Ziele zu, welches ihm auf seiner ganzen mühseligen Reise als beglückender ersehnter Moment vorgeschwebt hatte. Es war das Wiedersehen Fehrmann's. Sein Herz erbebte freudig, nur noch wenige Minuten, und er sollte dem alten Freunde gegenüber stehen. „Wenn er nur in der Stadt ist," dachte er und trat an das Geschaftslocal des Gasthauses, welches durch ein Fenster mit der Halle in Verbindung stand.

„Wollen Sie wohl so freundlich sein, und mir die Wohnung eines Herrn John Fehrmann bezeichnen, er hat ein bedeutendes Commissionsgeschäft," sagte er zu einem der dort arbeitenden Leute.

„John Fehrmann? — die Firma ist mir durchaus nicht bekannt,“ entgegnete der Angeredete.

„John Fehrmann — war er nicht ein Deutscher?“ rief ein anderer Herr aus dem Bureau.

„Ganz recht, vor vier Jahren wohnte er hier,“ versetzte Franval.

„Jetzt wohnt er außerhalb der Stadt, auf dem Kirchhofe, er fiel vom Pferde und starb einige Tage darauf an einer Verletzung seines Arms,“ sagte der Vorige, indem er zu Franval an das Fenster trat.

„Fehrmann todt? Großer Gott — also auch ihm hat das Glück so bald den Rücken zugewandt!“ sagte Franval mit einer Verneigung gegen den Spender dieser Trauerkunde und schritt durch die Halle, indem er halblaut vor sich hinsagte: „Lincoln, Lincoln, Du Dritter in unserm Bunde, möge Dir das Glück treuer bleiben, als es uns Beiden war!“

XII.

Während dieser Zeit berechneten Lincoln und Rosiana schon den Tag, an welchem ihr Freund Franval wieder zu ihnen zurückkehren könne, und Ersterer suchte alle Arbeiten aus dem Wege zu räumen, die ihm das Zusammensein mit ihm stören könnten, während seine Frau das Zimmer, in welchem der liebe Gast wohnen sollte, mit aller Sorgfalt und mit ihrem natürlichen Schönheitssinn einrichtete und ausschmückte. Die hübscheste seidene Lappendecke wurde über sein Lager gedeckt, ein schöner, von Rosiana's eigener Hand gestickter Teppich vor dem Sopha ausgebreitet, die besten Leuchter auf das Marmortischchen vor den Spiegel gestellt und ihre großen Alabastervasen zur Aufnahme von frischen Blumen bereit gehalten. Sie selbst steckte schneeigweiße Vorhänge aufs Geschmackvollste an den Fenstern auf und band sie mit rothseidenen Bändern in leichte gefällige Formen, und ihr eigener kostbarer Schaukelstuhl mit rothsammtenem Polster mußte in das Zimmer wan=

dern, welches den Freund aufnehmen sollte. Zu wiederholten Malen spazierte das glückliche Ehepaar bei sinkendem Tage hinaus zu den biedern Powers, um den Farmer daran zu erinnern, daß er den Platz in seinem Stall für Franval's Pferd in Bereitschaft halten möge, dem er das Versprechen gegeben hatte, dasselbe abermals unter seine Obhut zu nehmen, und mit warmem Verlangen freuten sich auch die beiden Alten auf Franval's Rückkehr.

Endlich kam der ersehnte Brief von diesem aus Neworleans, worin er seine Abreise von dort mit dem Dampfschiffe meldete, welches ihn bis an die Mündung des Stromes, an dem B...... gelegen war, führen sollte. Von dort, wo er sein Pferd gleichfalls bei einem Pflanzer zurückgelassen hatte, wollte er dann den Rest seiner Reise wieder zu Lande zurücklegen.

Nun konnten Lincoln's schon ziemlich genau bestimmen, wann sie Franval zu erwarten hatten, demohngeachtet wanderten sie an drei Abenden hintereinander vergebens einige Meilen auf der Straße hin, auf welcher Jener herankommen mußte. Am vierten Abend aber, nachdem sie ihm auch einige Meilen entgegengegangen und im Begriff standen, sich wieder zur Stadt zurückzuwenden, bemerkte Rosiana, sich nochmals umschauend, in der Ferne einen einzelnen Reiter, erkannte bald, daß

er ein weißes Pferd ritt, und nach wenigen Minuten überzeugte sie sich, so wie auch ihr Gatte, daß es Franval war, der sich ihnen nahe. Die Freude war groß, sie eilten ihm entgegen, bald hatte auch er sie erkannt, er kam zu ihnen herangesprengt, und alle Drei gaben sich dem Glücke hin, welches die Freundschaft in frohem Wiedersehen in so hohem Grade bietet. Franval nahm nun den einen Arm seines Freundes, während Rosiana sich an dem andern führte, und das Pferd folgte langsam seinem Herrn, blieb hier und dort am Wege stehen, um sich am saftigen Grase zu laben und holte ihn, wenn es zurückgeblieben war, schnell im raschen Trabe wieder ein. Der späte Abend war schon hereingebrochen, als die Freunde Lincoln's Wohnung erreichten; dort wurde dem Pferde das Gepäck abgenommen und Jener wollte das Thier durch seinen alten Neger zu Power senden, doch Franval gab es nicht zu, sondern bestieg selbst den Hengst wieder und ritt zu dem Farmer hinaus. Mit herzlichem innigen Willkommen wurde er von den beiden alten Leuten empfangen und Power erinnerte ihn sogleich an sein Versprechen, ihm noch die weitern Berichte über die Indianer abzustatten, worauf Franval ihn versicherte, er werde einige Wochen hierbleiben und ihn während dieser Zeit recht oft besuchen. Das Pferd wurde wieder in sein früheres Quartier

gebracht, Power versprach, bestens für dasselbe zu sorgen, und als sich Franval den lieben Freunden für diesen Abend empfehlen wollte, kam Lincoln herangesprungen, um ihn nach seinem Hause abzuholen.

„Sie waren sicher bange, daß wir unsern Freund bei uns behalten würden, wozu ich gern das Meinige thäte," sagte Power lachend, indem er Lincoln die Hand drückte. „Herr Franval hat uns aber das Versprechen gegeben, daß ein Theil der Zeit seines Hierbleibens uns gehören solle, wobei wir zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, denn so bekommen wir Sie nebst Ihrer lieben Frau gleichfalls unter unserm Dache zu sehen. Nicht wahr, das versprechen Sie uns doch?"

„Das bedarf des Versprechens nicht, lieber Freund Power; Sie wissen, daß wir zu Niemandem so gern gehen, wie zu Ihnen," entgegnete Lincoln und wandte sich dann mit den Worten zu Franval: „Nun laß uns aber eilen, denn Rosiana wartet mit dem Essen auf uns und wenn wir dazu zu spät kommen, so wird sie ungnädig."

Mit der Versicherung, recht bald einen Abend bei Powers zuzubringen, schieden sie von den beiden Alten und beeilten nun ihre Schritte, um Rosiana nicht zu lange auf sich warten zu lassen. Diese harrte ihrer schon in dem Garten vor dem Hause und sprang ihnen

bis an dessen Thür entgegen. Sie führte sie sogleich nach dem Zimmer, wo das Abendessen schon aufgetragen stand und machte dort die liebenswürdigste heiterste Wirthin. Das äußerst nett und geschmackvoll decorirte Zimmer wurde durch die Kerzen der zwei auf dem Tisch stehenden Armleuchter hell erleuchtet und die Luft, welche kühlend durch die offenen Fenster ein- und ausströmte, trug den Duft der eben erschlossenen Blüthen des Gartens mit sich herein und mischte sich mit dem der prächtigen Blumen, die in den großen Vasen auf den Tischen und über dem Kamin prangten. Rosiana hatte eine weiße Rose in ihr wundervolles Lockenhaar gesteckt und war in ihrem einfachen sauberen Hauskleide so schön, daß ein jeder Fremder sie für ein junges Mädchen gehalten haben würde. Dabei gab sie sich der ungezwungensten frohsten Laune hin, ihre Augen glänzten in freudiger Aufregung, und wenn sie mitunter so recht herzlich auflachte, so überstrahlten ihre herrlichen Zähne die Perlenschnur, die sie um den zarten Nacken trug.

Lincoln war überglücklich, daß sein Freund einen Blick in seinen häuslichen Himmel that, und es entging ihm nicht, welch wohlthuenden Eindruck die noch immer so frische innige Liebe zwischen ihm und Rosiana auf denselben machte. Die Unterhaltung sprang bald auf

die Gegenwart, bald in die Vergangenheit zurück, freudige und traurige Ereignisse wurden besprochen und auch des geschiedenen Freundes Fehrmann, dessen Tod Franval schon berichtet hatte, wurde mit inniger Theilnahme und Wehmuth gedacht. Franval hatte es schon mehrere Male auf den Lippen, des Fremden zu erwähnen, der sich ihm in Neworleans als Apotheker Brand vorgestellt hatte, doch immer unterdrückte er es wieder, aus Furcht, es möchte der heitern Stimmung seiner Freunde Eintrag thun und er beschloß, Lincoln unter vier Augen Mittheilung davon zu machen. Nach beendigter Mahlzeit, als Rosiana den Secretair öffnete, um Cigarren für die beiden Freunde daraus hervorzunehmen, sagte Lincoln zu ihr:

„Gieb mir doch einmal unsern Schatz her, damit Franval sieht, daß wir auch in dieser Weise vom Glück begünstigt worden sind,“ und setzte, zu diesem gewandt, noch lachend hinzu: „Ja ja, Alter, wir sind Kapitalisten.“

Rosiana öffnete darauf die Thür eines kleinen Gefachs in der Mitte des Büreaus, nahm eine große grüne lederne Brieftasche daraus hervor und reichte sie mit einem freudigen Blick ihrem Gatten hin. Lincoln öffnete dieselbe nun vor Franval und zeigte ihm über zehntausend Dollar in Schatzscheinen der Vereinigten Staaten von Amerika.

„Sieh',“ sagte er, „besseres Kapital giebt es auf dem ganzen Erdenrunde nicht, die sämmtlichen Vereinigten Staaten sind dafür gut und das Geld trägt acht Procent Zinsen. Schade nur, daß man diese Papiere nicht immer behalten kann, denn sie werden über kurz oder lang von der Regierung eingelöst. Nicht wahr, der Himmel hat es doch recht gut mit uns gemeint?“

„Wohl hat er das, Lincoln,“ antwortete Franval, „und er mag Euch Euer Glück bis an Euer spätes Ende erhalten. Sollten aber einmal trübe Tage bei Euch einkehren, dann mache es nicht, wie ich es gethan habe, sondern denke daran, daß über die Grenzen der Cultur hinaus, wohin keines weißen Menschen Hand reicht, ein Freund von Euch wohnt, der Euer Glück unter seinem Dache zu schützen wissen wird. Gott gebe, daß der Fall nie eintreten möge!“

Lange noch saßen sie in traulicher Unterhaltung zusammen, und als sie aufbrachen und Franval sich auf sein Zimmer begeben wollte, sagte Rosiana im Uebermaße ihres Glückes:

„Ach, nur einen Augenblick, Herr Franval, Sie müssen unsere Kinder im Schlafe sehen, sie sind zu lieb.“

Dabei sprang sie mit dem Licht in der Hand voran nach dem Schlafzimmer und zu den Bettchen der Kleinen und winkte mit seligem Lächeln ihrem Gaste, näher zu

treten, indem sie auf die beiden ruhig schlafenden lieblichen Kinder zeigte, auf deren Gesichtchen sich in rosiger Farbe die frischeste aufblühende Gesundheit und Lebenskraft spiegelte. Eine Freudenthräne glänzte in Rosiana's glückstrahlendem Auge, sie sah Franval an, als wolle sie die Anerkennung ihres Glückes in seinem Blicke lesen, neigte sich dann, sichtbarlich in tiefster Seele wonnig bewegt, über die kleinen Lieblinge und küßte deren brennendrothe volle Lippen.

Mit eilig beschwingten Flügeln vergingen den Freunden die Tage und namentlich an Franval zogen sie mit lange nicht mehr gekannter Eile vorüber; das Glück überhaupt war ihm wieder etwas Neues, so hohes Familienglück aber etwas noch nicht Gekanntes. Es that ihm so wohl und doch so weh, denn es erinnerte ihn an seine schon lange zertrümmerte Hoffnung für eine eigene ähnliche irdische Seligkeit. Die Wehmuth aber, die nach langer tiefer Trauer um ein verlorenes Paradies des Menschen Herz erfüllt, wirkt auf dasselbe wie himmlischer Balsam und schafft ihm ein stilles zunehmendes Glück, welches nie wieder durch die grausame Hand des Schicksals getrübt werden kann.

Drei Wochen waren seit Franval's Ankunft in B...... bereits dahingeeilt und dessen Aufenthalt daselbst nahete seinem Ende. Noch immer hatte er

damit gezögert, Lincoln von seinem Zusammentreffen mit dem Apotheker Brand zu unterrichten; ein unnennbares Vorgefühl von nahendem Unglück, worüber er sich keine Rechenschaft geben konnte, mischte sich in seine Erinnerung an jenen unheimlichen Menschen und hielt ihn ab, von demselben zu reden. Franval's Abreise war auf den dritten Tag bestimmt, als er Morgens nach dem Frückstück mit Lincoln allein am offenen Fenster saß und, so wie dieser, sich an der feinen Cigarre labte, die ihnen Rosiana gegeben hatte, ehe sie, um ihren häuslichen Geschäften nachzugehen, das Zimmer verließ.

„Sage mir, Lincoln, kennst Du einen Apotheker in Newyork, Namens Brand?“ hub Franval an.

„Brand, einen Apotheker? Daß ich nicht wüßte. Ich habe überhaupt in Newyork, so viel ich mich erinnere, keinen Apotheker gekannt,“ entgegnete Lincoln und setzte dann noch hinzu: „Warum?“

Franval theilte ihm nun mit, was ihm mit jenem Manne, der sich Brand genannt hatte, begegnet war. Lincoln hörte es gleichgültig mit an und sagte dann:

„Ach, wer weiß, was der Kerl von Dir gewollt hat? er ist vielleicht ein Gauner, ein Taschendieb gewesen, der nur hat mit Dir bekannt werden wollen, um Dich schließlich zu berauben. Diese Burschen wissen,

daß ein Mann, der so weit herkommt, auch Geld bei sich führt.

„Das bezweifle ich, es war ihm augenscheinlich nur darum zu thun, Auskunft über Dich und Deine Verhältnisse, sowie über den Kaufmann Jackson hier zu erhalten, denn ich las es auf seinem Schurkengesicht, als er mit unterdrückter Freude in seinem Blick wiederholte:

„Reich, eine reizende Mexicanerin zur Frau und zwei so schöne Kinder!" Und kaum hatte er diese Auskunft erhalten, so konnte er nicht schnell genug von mir fortkommen und verwischte jede Spur hinter sich. Der Kerl hatte mit Dir Etwas im Sinne, mag es auch sein, was es wolle. Ich hätte mich mögen in Stücke zerreißen, daß ich diesem Spitzbuben Auskunft über Dich gab, es geschah ja aber in meiner Herzensfreude, da ich glauben mußte, er sei wirklich einer Deiner Freunde.

Lincoln war nachdenkend geworden und wurde von Minute zu Minute ernster.

„Wie sah denn der Kerl aus?" fragte er nach einer ziemlich langen Pause, in der er augenscheinlich mit seinen Gedanken abwesend gewesen war.

„Er war nicht sehr groß, breitschulterig, von finsterm Aeußern, hatte sehr schwarzes Haar, starke buschige

Brauen und matte gläserne Augen; was mir aber besonders an ihm auffiel, war seine ungewöhnliche Gesichtsfarbe; seine Haut war wirklich olivenfarbig," entgegnete Franval und bemerkte, daß Lincoln bei diesen Worten bleich wurde. Er war sichtbarlich heftig ergriffen und auf seiner Stirn standen schwere Schweißtropfen. Doch raffte er sich plötzlich zusammen, wischte sich über die Stirn und sagte:

„Laß ihn zum Teufel wollen, was er mag; er soll sich nur bei mir melden!"

Abermals trat eine Pause ein; Lincoln klopfte die Asche von seiner Cigarre, schritt mit derselben zu dem Licht, welches auf dem Tische stand, und hielt sie, obgleich sie noch brannte, in dessen Flamme. Franval hatte nur zu wohl bemerkt, daß sein Freund nach der gegebenen Beschreibung des sogenannten Apothekers Brand die Person desselben erkannt, und daß sie einen heftigen erschütternden Eindruck auf ihn gemacht hatte. Da aber Lincoln dieses Gespräch nicht weiter fortsetzte, so schwieg auch Franval und wartete, bis sein Freund der Unterhaltung wieder eine Richtung gab. Dies geschah nun auch, nachdem Lincoln die Cigarre zum Fenster hinausgeworfen und dafür eine andere aus dem Secretair genommen und angezündet hatte.

„Wie weit, sagst Du, ist es von dem nächsten Hause bis zu Deiner Ansiedelung?“ fragte er.

„Ich reite es gewöhnlich in nicht ganz drei Tagen.“

„Und wie lange warest Du bis hierher unterwegs?“

„Zwei Wochen, doch habe ich mir die Zeit genommen und mich hier und dort unnöthig aufgehalten.“

„Es ist mir schon manchmal der Gedanke gekommen, ich möchte auch weit von allen Menschen wohnen; hätte ich gewußt, daß Du da draußen lebtest, wer weiß, ob ich nicht schon zu Dir gezogen wäre.“

„Du, in die Wildniß, Lincoln — ich möchte wohl wissen, was Dich dort hinaus treiben könnte?“ entgegnete Franval und sah seinen Freund fragend an.

„Nun, die Menschen, sie geben Einem doch oft Ursache, sie zu meiden und dann, Franval, hat ein Jeder von uns einen Gedanken im Herzen verschlossen, der es mit Sorgen erfüllt!“ sagte Lincoln ernst und mit einem unterdrücktem Seufzer.

„So schließe mir Dein Herz auf und lasse mich hinein sehen, wie es dem Freunde geziemt. Freundes Trost und Freundes Rath ist oft von Werth,“ antwortete Franval rasch und ergriff die Hand Lincoln’s.

„Es ist Nichts, Franval, nur unnöthige Gedanken, kindische Sorgen und Hirngespinnste. Laß es ruhen.“

„Nein, Lincoln, ich weiß, es ist eine alte Sorge,

die Dich drückt, theile sie mit mir und sie wird Dir nur halb so schwer vorkommen. Sei offen."

„Später, vielleicht später reden wir darüber, jetzt nicht. Es ist wahrlich nicht der Werth, daß man davon spricht. Du sollst es später aber sicher wissen, darauf mein Wort. Vielleicht besuche ich Dich in Deinem Eldorado."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, Rosiana schritt leicht und heiter in das Zimmer und die Unterhaltung der beiden Freunde nahm eine andere Richtung.

Nur zu wohl war Franval die Sorge bekannt, die sein Freund seit Jahren in der Brust trug und die durch die Mittheilung über den Apotheker Brand sich plötzlich in Angst und Schrecken verwandelt hatte. Er war entschlossen, nicht eher von hier abzureisen, bis Lincoln ihm sein Herz geöffnet habe, ja er nahm sich vor, ihm im Nothfalle es selbst zu gestehen, daß er die Ursache seiner Unruhe kenne.

Der Morgen verstrich in trautem Zusammensein, wenn auch nicht eben so heiter, wie die vorhergegangenen. Rosiana machte wiederholt Versuche, die sorgenlose glückliche Stimmung wieder einzuführen, weil sie nicht glaubte, daß eine wirkliche Veranlassung zu dem eingetretenen Ernst vorliege; als es ihr aber nicht ge-

lang, wurde sie selbst nachdenkend und wortarmer. Sie hatte sich während der letzten Stunde nicht im Zimmer sehen lassen, weil ihre häuslichen Obliegenheiten sie bald in die Küche, bald in das Waschhaus, bald in den Garten riefen, in welchem sie einen kleinen Rasenplatz zum Bleichen der Wäsche benutzte, trat aber kurz vor der Mittagszeit herein und sagte mit etwas beunruhigtem Tone zu Lincoln, „sonderbar, ein fremder Mann hat sich, wie mir Yeddo sagt, nun schon seit drei Tagen häufig in der Nähe unseres Gartens an der Einzäunung aufgehalten, und so eben rief mich der Neger und meldete mir, daß derselbe Mann wieder hinter dem Zaune stände. Ich ging hinaus, um ihn zu sehen, und wirklich dort stand er mit dem Hut tief in die Augen gedrückt und stierte mich an, als ob er auf mich gewartet hätte. Ich kannte ihn nicht und Yeddo sagt, er sei ein Fremder, den er noch niemals gesehen habe."

„Ei, da muß ich den Herrn doch einmal selbst fragen, was er will!" versetzte Lincoln rasch und sprang zur Thür hinaus und in den Garten, doch der Fremde war spurlos verschwunden.

„Wie sah er denn aus?" fragte Lincoln mit unverkennbarer Bestürzung seine Frau, die mit Franval ihm gefolgt war.

„Er war ein großer, hagerer, wie es mir schien, ältlicher Mann mit grauem Haar. Von seinem Gesicht habe ich nicht viel sehen können," entgegnete Rosiana, betroffen über die Aufregung, die sich auf Lincoln's Zügen kundgab.

„Wenn er wiederkommen sollte, Yeddo, so sage es mir gleich, hörst Du, ich möchte doch gern seine Bekanntschaft machen," sagte Lincoln zu dem alten Neger, der sich auf die Thürschwelle des Hauses gesetzt hatte und sich lachend und liebevoll gegen die Angriffe des kleinen Henry vertheidigte, die dieser in zärtlichem Uebermuth auf sein graues wolligtes Haupt machte.

„Wenn Du doch Deinen Yeddo nicht hättest," sagte Lincoln zu seinem schönen Jungen, „hast Du ihn denn auch recht lieb?" worauf der Knabe dem alten Sclaven um den Hals fiel und herzte und drückte.

Die lauernde Erscheinung des fremden Mannes hatte nicht dazu beigetragen, die Stimmung zu erheitern und so sehr sich die beiden Freunde und Rosiana auch bemühten, einander sorglos zu erscheinen, so blieb doch, während sie am Mittagstisch saßen, die Unterhaltung nur wenig belebt.

Nach eingenommenem Kaffee theilte Lincoln seinem Freunde mit, daß er einen nothwendigen Geschäftsweg nach dem Gerichtshause zu thun habe und bat ihn, ihn

dorthin zu begleiten. Franval folgte gern dessen Aufforderung und Arm in Arm schritten sie dem Gerichtsgebäude zu, als sie, in kurzer Entfernung von demselben anlangten und den Staatsanwalt, den Sheriff und zwei hier ansässige Advocaten mit einem fremden alten Manne von hoher hagerer Gestalt aus demselben hervortreten sahen. Dieselben nahmen, als sie Lincoln erblickten, augenscheinlich absichtlich eine andere Richtung, als die ihm entgegen eingeschlagene, und gingen eiligen Schritts über den Platz davon.

„Was mögen die wohl vor dem Gericht zu thun gehabt haben? Ich muß doch den Secretair einmal fragen," sagte Lincoln betroffen, indem er den Davonschreitenden nachblickte und begab sich dann mit seinem Freunde in die im oberen Stock des Hauses gelegene Amtsstube, wo der Countryclerk, oder Bezirksschreiber die laufenden Geschäfte besorgte.

Lincoln machte mit demselben schnell das Geschäft ab, welches ihn hierhergeführt hatte und fragte ihn beim Weggehen mit gezwungener Unbefangenheit, aus welchem Grunde ihm jene Herren einen Besuch abgestattet hätten. Der Beamte konnte eine große Verlegenheit nicht verbergen, erklärte aber doch, daß nur ganz unwichtige Klagesachen sie zu ihm gebracht hätten.

Lincoln sowohl, als wie Franval, lasen auf dem

Gesichte des Beamten, daß er ihnen die Wahrheit zu verheimlichen suchte und daß er eine Lüge gesagt hatte, doch weder der Eine, noch der Andere sprach sich darüber aus und schweigend hatten sie das Gerichtsgebäude verlassen und waren eine Zeit lang neben einander hingeschritten, als Lincoln plötzlich, wie zu einem Entschluß gekommen, stehen blieb und seine Hand auf Franval's Schulter legend sagte:

„Ich fürchte, Franval, die trüben Tage, von denen Du vor Kurzem sprachest, sind nicht mehr fern von mir und ich will in Zeiten Deine Freundschaft für mich anrufen. Du sollst mir einen Dienst erweisen.

„So ist es recht, Lincoln, heraus damit, was kann ich für Dich thun?" entgegnete Franval freudig und nahm Lincoln's Hand.

„Wundere Dich nicht zu sehr, Du sollst mir meinen Grundbesitz, mein ganzes Inventar und meine Neger abkaufen und zwar sogleich, noch ehe wir wieder nach Hause zurückkehren."

Franval sah ihn einige Augenblicke überrascht an, ohne ein Wort zu entgegnen, als suche er sich den Zusammenhang zwischen diesem Schritt Lincoln's und alledem, was er über seine Verhältnisse wußte, klar zu machen; doch schnell, als ob er die Nothwendigkeit dieses Verkaufes einsehe, erwiederte er: „Ich bin es

zufrieden, laß uns den Handel sogleich abmachen. Nur vor jenem Herrn, den wir soeben verließen, dürfen wir wohl das Geschäft nicht abschließen."

„Gewiß nicht, wir gehen zu dem Notar Scott, er ist mir immer ein treuer Freund gewesen und wird mir gern gefällig sein. Komm, laß uns eilen, damit ich diese Sorge los werde."

Die Freunde begaben sich nun zu der genannten Gerichtsperson, dort stellte Lincoln ein bündiges Dokument über den besagten Verkauf auf, er und Franval unterzeichneten dasselbe, der Notar rief einige Nachbarn zu sich herein, die, ohne den Inhalt zu kennen, dem Instrument als Zeugen ihre Namensunterschrift gaben und Scott vollendete dessen gesetzliche Gültigkeit durch seine Beglaubigung und sein Gerichtssiegel. Franval empfing den Kaufbrief und händigte Lincoln dagegen seine Noten oder Schuldscheine über zehntausend Dollar aus, welche Noten nach Landesbrauch zu Zahlungen verwandt werden und so von Hand zu Hand gehen. Nun laß uns nach meinem, oder richtiger nach Deinem Hause gehen, ich will Dir auch meine Baarschaft zum Aufbewahren geben, denn ich fürchte, es zieht ein Gewitter heran und es soll mich wenigstens bereit finden, ihm die Stirn zu zeigen. Der Himmel hat Dich zu

meiner Rettung hergesandt, Franval," sagte Lincoln, diesem die Hand drückend.

Zu Hause angekommen, übergab er seinem Freunde die Brieftasche mit den Staatspapieren, nachdem er denselben noch obige Noten beigefügt hatte und sagte:

„Mein Vermögen ist gesichert; der Himmel schütze mir nun, was mir das Theuerste auf der Welt ist."

Franval hatte seinem Freunde Power auf heute Abend seinen Besuch zugesagt und fragte Lincoln, ob es ihm angenehmer sein würde, wenn er ein anderes Mal dort hingehen, oder ob er selbst mit Rosiana ihn vielleicht begleiten wolle. Lincoln lehnte Letzteres ab, bestand aber darauf, daß Franval sein Versprechen halte, und als die Sonne versunken war, nahm dieser seinen Hut, bat Rosiana, nicht mit dem Abendessen auf ihn zu warten und verabschiedete sich mit dem Versprechen, nicht allzuspät zurückzukehren.

XIII.

Es war der erste Abend, seit Franval's Ankunft, den Lincoln mit seiner Frau allein zubrachte und der erste, seit ihrer Verheirathung, an dem sie das Abendbrod so schweigsam zusammen einnahmen. Es lag eine Gewitterschwüle in ihrer Stimmung, eine Ahnung von nahendem Unglück, der sie sich beide scheuten Worte zu geben.

Die Negerin hatte den Tisch abgeräumt und Lincoln ging in Gedanken versunken mit den Händen auf dem Rücken in dem Zimmer auf und nieder, als Rosiana mit ihrem Töchterchen auf dem Arm und ihrem Knaben an der Hand zu ihm trat, damit er den kleinen Lieblingen den gewohnten Nachtkuß geben könne. Er herzte und küßte die Kinder, befahl sie, wie er immer zu thun pflegte, für die Nacht dem Schutze des Allmächtigen an und küßte dann Rosiana, die ihm lächelnd über die Stirn strich, als wollte sie die Wolke, die sich dort gelagert hatte, entfernen. Er sah ihr nach, wie

sie mit den Kleinen in das anstoßende Gemach ging, um dieselben dort in ihre Bettchen zu legen, und begann dann mit einem schweren Athemzuge wieder die Stube auf und ab zu messen. Nach einer Weile kehrte Rosiana in das Zimmer zurück, stellte das ausgelöschte Licht neben die brennende Lampe auf den Tisch und trat dann an Lincoln's Seite, indem sie ihren Arm um seine Schultern legte.

„Warum so ernst, Edward?“ sagte sie, sich an ihn schmiegend, „soll Deiner Rosiana noch länger verschwiegen bleiben, was Dir so schwer auf dem Herzen liegt?“

„Es sind Besorgnisse, beste Rosiana, die eigentlich keinen Grund haben, und darum wollen wir auch nicht darüber reden. Wozu soll ich auch Dir das Herz schwer machen?“

„Ist es nicht härter für mich, die Sorge nur auf Deiner Stirn zu sehen, ohne sie selbst zu kennen? Du hast ja niemals ein Geheimniß vor mir gehabt, sei auch jetzt offen gegen mich, und laß mich auch Dein Leid mit Dir tragen, wie ich so unendlich vieles Glück mit Dir getheilt habe. Komm Edward, setze Dich zu mir auf das Sopha. Zwischen uns darf kein Geheimniß bestehen.“

Mit diesen Worten leitete Rosiana den geliebten

Gatten zu dem Sopha, er mußte sich neben ihr niedersetzen, und indem sie ihren Arm um seinen Nacken legte und ihm bittend und herzinnig in die Augen sah, ergriff sie seine Hand und sagte: „Nun, Edward, nun rede offen.“

In diesem Augenblick ertönte die Schelle an der Hausthür. Eine eisige Kälte lief durch Lincoln's Glieder und sich aufrichtend, sagte er:

„Das kann Franval noch nicht sein.“

Die Negerin hatte die Hausthür bereits entriegelt, als Lincoln die Stubenthür erreichte, dieselbe öffnete und in den Corridor hinaus treten wollte. Als ob er ein Gespenst gesehen hätte, so prallte er in das Zimmer zurück und herein trat der ihm nur zu wohl bekannte Doctor Hunter, jene beiden Advocaten, die Lincoln heute hatte aus dem Gerichtshaus kommen sehen und der Sheriff.

„Im Namen des Gesetzes,“ sagte Letzterer, „lege ich hiermit Beschlag auf die Mulattin Rosiana und auf ihre beiden Quadronenkinder und verhafte Sie, Herr Advocat Edward Lincoln, da Sie angeklagt sind, die Mulattin vor vier Jahren ihrem Eigenthümer, dem Pfarrer Nelson in Richmond gestohlen zu haben.“

Mit einem, durch Mark und Bein dringenden Schrei war Rosiana aus dem Sopha aufgeschossen,

flog mit einem Sprunge nach der Schlafstube, wo ihre Kinder ruhten, und hatte die Thür hinter sich verschlossen, noch ehe Hunter, der ihr nachsprang, dieselbe erreichte.

„Zurück von der Thür, bei Deinem Leben, Schurke!" schrie Lincoln dem Doctor zu, der sich gegen dieselbe warf, um sie mit Gewalt zu erbrechen, und richtete die Pistole auf ihn, die er aus dem offenstehenden Secretair genommen hatte.

Hunter aber, wie der Tiger, der seine Beute vor sich entfliehen sieht, schoß einen wüthenden Blick auf Lincoln und warf sich wieder mit solcher Gewalt gegen die Thür, daß dieselbe in ihren Angeln krachte. In demselben Augenblicke knallte die Pistole Lincolns und Hunter stürzte zusammen. Die ganze Handlung war das Werk weniger Momente und war geschehen, ehe der Sheriff und die beiden Advocaten Lincoln in den Arm fallen konnten.

Kaum hatte Rosiana die Thür hinter sich geschlossen, als sie ihren schlafenden Knaben aus dem Bettchen riß, ihn zum Fenster hintrug und ihn hinaus in den Garten fallen ließ, dann hob sie ihre Tochter auf ihren Arm, war mit einem Satze in dem Fenster und sprang mit dem Kinde in den Garten hinab. Mit nie gekannten Kräften hob sie nun auch den Knaben an ihre

Brust und rannte fliegenden Laufes durch den Garten und auf dem Pfade nach dem Flusse hin, bis sie den Wald erreicht hatte, wo sie in dem ersten Buschwerk zu Tode erschöpft zusammensank. Die Nacht war finster, nur das Licht der hell blinkenden Sterne ließ den Pfad erkennen. Rosiana spähete und lauschte durch die Dunkelheit nach der Stadt hin und hielt bebend ihre weinenden Kleinen mit ihren Mutterarmen umschlungen. Bald aber fühlte sie sich wieder kräftig, die Angst jagte sie wieder auf, zu Power's mußte sie ihre Kinder bringen und wenn es ihr das Leben kostete. Die Lieblinge in ihren Armen, stürzte sie vorwärts durch den dunkeln Wald und wenn sie glaubte zusammenzubrechen, hauchte der Gedanke an die Häscher wieder neue Kräfte durch ihre Glieder. So erreichte sie das Ende des Waldes, da, wo Power's Feld sich an demselben hinzog, weiter konnte sie nicht, sie sank abermals nieder. Ihre Kinder umschlingend, faltete sie ihre kleinen Hände und betete, mit thränenschwerem Blick zum Himmel aufschauend, zu dem Allmächtigen, daß er ihr Kraft geben möge, das Haus des biedern Mannes zu erreichen, damit sie ihn und Franval um Hülfe anrufen könne.

Wiederholt versuchte sie, sich zu erheben, ihre Kniee brachen zusammen, ihre Füße wollten sie nicht weiter

tragen. Sie weinte laut und drückte ihre Kinder fester an ihren Busen. Plötzlich hörte sie die laut lachende Stimme des alten Powers, wahrscheinlich war Franval im Begriff, sich von ihm zu entfernen. Rosiana mußte ihn noch dort treffen, die Verzweiflung trieb sie fort, sie raffte sich zusammen, ihre Füße trugen sie wieder, wieder hielt sie ihre Kleinen gegen ihren Busen gepreßt und stürzte wankend an der Einzäunung hin, bis sie nur wenige Schritte von Powers Haus entfernt war. Jetzt hörte sie Franval's Stimme, wie er den alten Leuten eine gute Nacht wünschte. „Franval, Franval!“ schrie Rosiana mit der letzten Kraft ihrer Stimme und schwankte in den Lichtschein, der aus der offenen Thür des Hauses kam. Ihre Kinder glitten aus ihren Armen an die Erde und mit dem halberstickten Ruf um Hülfe sank sie über dieselben hin. Ihr prächtiges Haar hatte sich gelöst, ihr Gewand war zerrissen und ihre Füße, von denen sie die Schuhe verloren hatte, waren von Blut gefärbt.

„Um Gottes Willen, was ist geschehen?“ schrie Franval und sprang Rosiana zu Hülfe; zum Tode erschrocken, richtete er sie auf; sie wollte reden, die Stimme versagte ihr, ihr Blick aber sprach Entsetzliches aus und flehte den Freund um Beistand an. Dieser geleitete sie in die Wohnung des Pflanzers, während die

beiden alten Leute in ihrer Bestürzung die weinenden Kinder ihr nachtrugen und dieselben durch Liebkosungen zu beruhigen suchten. Rosiana war in das Sopha gesunken und kämpfte lange Zeit mit der Entkräftung und den wiederkehrenden Anfällen von Ohnmacht, die Verzweifluug aber hielt ihre Seele in ihrem Körper zurück, bis sie endlich in einen Thränenstrom ausbrach und durch einzelne abgebrochene Andeutungen den Umstehenden mittheilte, was geschehen sei. Franval verstand sie nur zu wohl, Power und dessen Frau aber konnten sich nicht erklären, mit welchem Rechte man die Frau und ihre Kinder hätte verhaften wollen. Kaum hatte Rosiana ihrem Herzen Luft gemacht und erkannt, daß Franval sie verstanden hatte, als sie von Ermattung überwältigt zurück sank und in einen schlafartigen bewußtlosen Zustand verfiel. Madam Power mit der kleinen Virginia auf dem Schooße beruhigte den Knaben, der neben seiner Mutter auf dem Sopha lag und Franval winkte dem Pflanzer, mit ihm hinaus vor das Haus zu gehen.

„Sie sind Einer von Lincoln's treusten Freunden in dieser Gegend, Herr Power, und die Zeit ist gekommen, wo dessen wirkliche Freunde sich durch die That bewähren sollen," redete Franval dort mit mahnender Stimme den Pflanzer an, indem er dessen Hand

faßte. „Werfen Sie alle Vorurtheile, die Ihnen Gebrauch und Gewohnheit aufgedrungen haben, von sich und urtheilen Sie nach dem Rechte, welches Gott in Ihr biederes Herz gelegt hat. Rosiana ist Mulattin und ist vor vier Jahren als Sclavin mit Lincoln von Richmond geflohen."

Eine berstende Granate hätte den Alten nicht mehr aus seiner nervigen eisernen Festigkeit bringen können, als die Worte Franvals, er stierte ihn mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen an, als ob er etwas zu Ungeheures gehört habe, als daß seine Gedanken es zu fassen im Stande gewesen wären.

„Schwarzes Blut — in Rosiana?" rief er mit gewaltsam gedämpfter Stimme, als scheue er sich das Geheimniß von seinen eigenen Lippen ausgesprochen zu hören.

„Ja wohl, sie ist Mulattin, die gute, edle, liebenswürdige Frau ist Mulattin. Ist das ein solches Schreckenswort für Sie, alter Freund — ist die Frau Ihres Freundes Lincoln Ihnen darum weniger werth — die verehrte, geliebte, angebetete Frau, die nimmer eine Mühe scheute, der nie ein Opfer zu groß war, wenn es sich um einen Freundschafts-, einen Liebesdienst für Sie handelte — ist sie so schnell aus Ihrem Herzen vertrieben — ist Alles vergessen, was sie Ihnen ge-

wesen, was sie für Sie gethan? Kommen Sie, alter ehrlicher Frontieremann, geben Sie mir Ihre Hand zum Schutz dieser schändlich und ungerecht Verfolgten, für Lincoln, für sein rechtmäßiges Weib und für seine lieben Kinder geben Sir mir Ihre Hand und nehmen Sie mir den festen Glauben nicht, den ich in Ihr braves Herz gesetzt habe."

Diese Mahnung Franvals wirkte gewaltig auf das natürliche Rechtlichkeitsgefühl des Alten, er hob sich zu seiner vollen Größe auf, trat einen Schritt von Franval zurück und streckte ihm seine eiserne Rechte entgegen, indem er sagte: „Bei Gott, Sie haben ein wahres Wort gesprochen, Herr Franval, hier haben Sie meine Hand und mein Wort, ich werde zeigen, daß ich Lincoln's treuer Freund bin. Nun aber gleich zum Handeln, Zeit ist nicht zu verlieren. Lassen Sie uns zu ihm eilen, er wird uns schon erwarten. Nur einen Augenblick, ich will mein Messer holen. Verdammt, die Hunde sollen den alten Frontieremann in mir kennen lernen!"

Damit stürmte der Pflanzer in das Haus und kehrte nach wenigen Momenten mit einem langen Bowiemesser und einer Pistole im Gürtel zu Franval zurück, worauf Beide im Sturmschritt der Stadt zueilten. Letzterer theilte nun dem Alten den muthmaßlichen Zusammenhang des Unternehmens gegen Lincoln mit und berieth

sich mit ihm über die Maßregeln, die sie dagegen ergreifen wollten.

In unglaublich kurzer Zeit langten sie in der Nähe von Lincoln's Haus an und fanden vor demselben in der Straße einige hundert Einwohner der Stadt versammelt, deren lautes Reden und Lärmen ihnen entgegenschallte. Der Pflanzer hatte den Hut vom Kopf genommen, der Schweiß stand ihm auf der Stirn und schnaubend schoß er Franval voran in die dicht gedrängte Menge und machte sich mit den Worten Platz:

„Eine unerhört schändliche Intrigue ist gegen unsern Freund Lincoln eingeleitet, um ihn zu stürzen, weil er den andern hiesigen Advocaten im Wege stand, noch hat er aber bessere und stärkere Freunde hier, als Jene, die uns die Haut vom Leibe zogen. Hurrah für Lincoln!" und Hurrah donnerte es als Antwort aus der Menge hervor.

An der Thür des Hauses angelangt, wehrte einer der Advocaten, die mit dem Sheriff zur Verhaftung Lincolns und seiner Familie erschienen waren, den Pflanzer zurück, doch dieser warf ihn mit einem Fluch in den Garten hinaus und trat, von Franval gefolgt, in das Wohnzimmer, aus dessen offener Thür ihm viele Stimmen entgegentönten. Hier saß Lincoln, an Händen und Füßen mit Ketten belastet, im Sopha und

neben demselben, gleichfalls an Ketten geschlossen, stand der alte Neger Yeddo und die beiden Sclavinnen Lincolns. Doctor Hunter, dessen Kopf mit einem blutigen Tuch umwunden war, saß Lincoln gegenüber auf einem Stuhl und hielt seinen finstern boshaften Blick auf diesen geheftet, während der Sheriff beschäftigt war, das Secretair und die Kommoden zu durchsuchen und Anstalt gemacht wurde, dieselben zu versiegeln. Dabei war das Zimmer mit einigen zwanzig bewaffneten Männern gefüllt, welche erschienen waren, die Ausführung des Verhaftungsbefehls zu unterstützen.

Als Lincoln's Blick dem der beiden Freunde begegnete, sprang er auf und hielt ihnen seine mit Ketten belasteten Hände hin, welche Diese schweigend ergriffen und drückten, und ihm dabei mit den Augen ihren Beistand und ihre Hülfe zusicherten.

„Herr Sheriff!" wandte sich jetzt der Pflanzer mit gebietender Stimme an Diesen, „ich ersuche Sie, dies ungesetzliche Verfahren gegen einen achtbaren allgemein verehrten freien Bürger unseres Staats einzustellen. Sie haben in jeder Weise die Macht des Gesetzes überschritten. Herr Lincoln ist kein Criminalverbrecher, kein flüchtiger Mörder, den man nächtlicher Stunde fängt, wo man seiner habhaft werden kann, er ist ein hier ansässiger Mann, dem Sie nicht so ohne

Weiteres noch nach Sonnenuntergang mit einer bewaffneten Bande in das Haus fallen können. Wissen Sie wohl, was das Hausrecht in diesem Lande bedeutet, und wissen Sie wohl, daß Lincoln berechtigt war, Sie sammt Ihren Helfershelfern niederzuschießen."

„Der Verhaftungsbefehl, Herr Power, ist mir in gesetzlicher Form überliefert und der Kläger Herr Hunter hier, hat die nöthige Sicherheit geleistet, die eine solche Verhaftung bedingt, entgegnete der Sheriff mit ruhigem Tone, indem er auf den Doctor zeigte, dem die Kugel Lincoln's nur eine Streifwunde am Kopf gerissen hatte.

„Diesem Schurken, den eine Fliege gestochen zu haben scheint, stand es frei, eine Klage gegen Herrn Lincoln anzustellen; ehe man sich aber seiner Person bemächtigte, mußte man abwarten, ob er nicht selbst Sicherheit für sich leistete. Und ich glaube kaum, daß ein Bürger in unserer Stadt lebt, der eine höhere Sicherheit zu geben im Stande wäre, als Herr Lincoln. Wer hat wohl mehr Freunde hier als er? Nochmals, stehen Sie ab von Ihrem Verfahren, oder bei Gott, Willkür gegen Willkür!"

Bei diesen Worten, die der Pflanzer so laut rief, daß man sie deutlich in der Straße vor dem Hause hören konnte, schlug er mit der Hand gegen den Griff

seines Messers und warf seine herausfordernden Blicke auf die um ihn versammelten Männer.

So heftig Power auch gegen das Verfahren des Sheriffs protestirte, so ruhig und gelassen blieb dieser in seinen Antworten, berief sich auf den ihm vom Gerichte zugestellten Befehl, so wie auf seine Pflicht, demselben Folge zu leisten, und bot Alles auf, um den erzürnten Mann zur Ruhe zu sprechen.

„Sie haben sich auch einen Eingriff in mein Eigenthumsrecht erlaubt, Herr Sheriff," nahm jetzt Franval das Wort, indem er nahe vor diesen trat. „Jene Neger, die Sie sich unterstanden haben, an Ketten zu schließen, sind mein freies unabhängiges Eigenthum, die Möbeln, die sie jetzt versiegeln lassen, sind es gleichfalls und die Wohnung, in die Sie nach Sonnenuntergang eingedrungen sind, ist meine Besitzung. Ich ersuche Sie, meinen Grund und Boden sofort zu verlassen, wenn ich nicht von meinem Hausrechte Gebrauch machen soll. Hier ist mein Kaufbrief, lesen Sie!"

Ueberrascht und bestürzt trat der Advocat Frazier an die Seite des Sheriffs, auch Doctor Hunter stand schnell auf und ging zu diesen hin und alle Dreie überzeugten sich von der Richtigkeit des abgeschlossenen Verkaufs.

„So werden wir wenigstens die Papiere des Herrn

Lincoln und ihn selbst mit uns nehmen." entgegnete der Sheriff und setzte, seinen Blick von Franval zu Power lenkend noch hinzu: „Oder wollen die Herren vielleicht, wie es das Gesetz vorschreibt, die doppelte Sicherheit leisten?"

„Mit Allem, was ich in der Welt besitze!" rief der Pflanzer, indem er seine Hand, wie zum Schutz, nach Lincoln ausstreckte; doch dieser fiel ihm in die Rede und sagte:

„Ich nehme weder von Herrn Power noch von Herrn Franval eine Sicherheit an und mache meine Gegner für das mir zugefügte Unrecht verantwortlich. Ich bin bereit, Ihnen zu folgen, Herr Sheriff."

Dabei gab er seinem Freunde ein Zeichen, seinem ausgesprochenen Willen Folge zu leisten und winkte Franval mit einem Blicke zu sich heran. Hunter und der Advocat Frazier zogen den Sheriff zur Seite und redeten eifrig zu ihm, welchen Augenblick Franval benutzte zu Lincoln zu treten.

„Ist Rosiana mit den Kindern bei Power im Hause?" fragte dieser Franval mit leiser bebender Stimme. „Dann laßt mich allein und eilt zu ihr zurück. Bringt sie fort, ehe man sich ihrer bemächtigt, nimm sie mit Dir und sorge nicht für mich. Wird man ihrer habhaft, was Gott verhüte, so soll sie läugnen, damit

wir Zeit gewinnen. Virginien ist weit von hier und der Beweis, daß sie die bezeichnete Mulattin sei, ist schwer zu führen. Jedenfalls lasse den Advocaten Lane aus R...... ersuchen, meine Vertheidigung zu übernehmen. Und nun Franval, eile zu Rosiana, ehe es zu spät wird."

Lincoln preßte bei diesen Worten Franval's Hand krampfhaft in der seinigen, und dieser wandte sich dann rasch zu dem Sheriff und sagte:

„Herr Sheriff, nehmen sie gefälligst sogleich meinen Negern die Ketten ab, ich habe nun lange genug darauf gewartet."

Hunter wollte den Sheriff noch davon zurückhalten, doch dieser gab ihm zu verstehen, daß er der Aufforderung Folge leisten müsse und befreite die Sclaven von den Fesseln. Franval wies nun dieselben an, seine Rückkehr hier im Hause abzuwarten und eilte, Lincoln noch einen Trostblick zuwerfend, mit Power aus dem Hause, während der Doctor und der Advocat Frazier ihnen mit einem boshaften Lächeln nachschauten, denn vor wenigen Minuten war ihnen schon die Kunde überbracht, daß Rosiana mit ihren Kindern durch einen Bevollmächtigten des Sheriffs verhaftet und in das Gefängniß abgeführt worden sei. Schon vor dem Eintreten in die Wohnung Powers erfuhr dieser und Franval

das Schicksal der unglücklichen Mulattin, denn Madame Power kam ihnen weinend und händeringend entgegen und theilte ihnen mit, daß ein Bevollmächtigter des Sheriffs mit einem Dutzend Männer im Hause erschienen wäre und Rosiana mit ihren beiden Kindern hinweggeschleppt hätte. Power tobte und wüthete, wie ein angeschossener Eber, und schwur, daß er blutige Rache für das Eindringen in seine Wohnung nehmen wolle, doch Franval suchte ihn zu beruhigen und mit ihm zu überlegen, was sie zunächst im Interesse ihres Freundes thun müßten. Sie kamen bald darin überein, daß das Dringendste jetzt die Herbeischaffung des Advocaten Lane sei und Franval bedachte sich nicht lange, überließ es Power, sein Mögliches hier am Orte für Lincoln zu thun, sattelte seinen Hengst und sprengte auf dem Wege nach dem dreißig Meilen entfernten Städtchen R. . . . . . davon, um den Advocaten selbst zu holen. Rosiana saß während dieser Zeit in einem elenden Blockhaus auf einem Strohlager über ihren Kindern zusammengekauert, die beide weinend eingeschlummert waren und immer noch von Zeit zu Zeit laut aufschluchzten. Es war rabenfinster in dem engen Raum und das halb vermoderte Gebälk des Hauses hatte die Luft in demselben verdorben. Rosiana konnte ihre Kinder nicht sehen, sie hielt sie aber mit ihren

Händen fest, als fürchte sie, daß man sie ihr in der Dunkelheit nehmen könne. Sie weinte nicht, sie klagte nicht, sie dachte nicht, nur ein riesiges fürchterliches Bild ihres Unglücks stand vor ihrer Seele, zu groß, zu unermeßlich, als daß ihre Sinne es hätten fassen können; es drückte ihren Geist zu Boden und, wie der Schiffbrüchige unter der Wucht der über ihn hinrollenden Wogen sich an ein Stück Mast klammert, so hielt sie sich bebend an dem letzten, was ihr geblieben, an ihren Kindern fest. Verworren und wild durchschwirrte die Erinnerung an die letzt verflossenen Stunden ihr Gehirn, sie sah den furchtbaren Mann, das Schreckbild ihrer Jugend, den Doctor Hunter, mit den Gerichtspersonen in das Zimmer treten, sie hörte den Pistolenschuß hinter sich krachen, sie hörte ihre, aus dem süßen Schlaf aufgeschreckten Kinder weinen, sie fühlte die Angst, die Noth während ihrer Flucht, und zwischen allen diesen Bildern sah sie ihren trostlosen unglücklichen Gatten der tiefsten Verzweiflung preisgegeben. Oft schauderte sie zusammen, ihre Glieder zitterten heftig und sie schmiegte sich fester an ihre Kinder an.

Plötzlich hörte sie Stimmen, Fußtritte nahten sich dem Hause, Lichtstrahlen brachen durch die Fugen zwischen den Balken herein und mit Angst und Beben schlang sie beide Arme um ihre Kleinen und hielt sie an ihrer

Brust fest. Das Schloß knarrte, Rosiana stierte mit Entsetzen nach der Thür hin, dieselbe öffnete sich und bei dem Lichte einer Laterne trat der alte Power und dessen Frau herein. Mit einem Hoffnungsschrei hob Rosiana sich über ihren Kindern auf und breitete ihre Arme flehend nach den Eintretenden aus.

Die alte Frau schloß die unglückliche Mutter in ihre Arme und weinte laut, sie wollte ihr Trost einsprechen, die Stimme aber versagte ihr, in Ermangelung der Worte aber klopfte sie Rosiana zärtlich auf die Schulter und strich ihr schmeichelnd über das gelöste weiche Lockenhaar. Auch der eisenfeste Power war tief ergriffen, auch ihm waren die Augen feucht geworden, und indem er Rosiana's Hand in die seinige nahm und sie leise und bebend schüttelte, sagte er mit bewegter Stimme:

„Hat Nichts zu sagen — soll schon alles gut gehen — nur ein wenig Geduld — lassen Sie mich nur sorgen — der alte Power hat großen Einfluß auf die Leute hier — und geht es nicht in Gutem, so soll es mit Gewalt gehen — nur Muth, Rosiana, verlassen Sie sich auf mich!"

Rosiana drückte ihre Lippen auf die sehnige Rechte des biedern Mannes, die Freundschaft und Theilnahme der beiden alten Leute berührte wie die Hand eines

tröstenden Engels ihr schmerzhaft zusammengepreßtes Herz, ihre Brust hob sich freier, ihre Augen füllten sich mit Thränen und schluchzend stammelte sie Worte des Dankes hervor.

„Wo ist Edward — war er es, der den Schuß abfeuerte?“ fragte sie dann und faltete ängstlich ihre Hände.

„Er war's; schade, daß er den Schurken nicht besser getroffen hat, die Kugel streifte nur dessen Kopf. Lincoln befand sich noch in seinem Hause, als ich ihn verließ, Franval ist nach R...... geritten, um den Advocaten Lane herbeizuholen und ich wollte Ihnen nur einige Bequemlichkeit bringen, ehe ich zu Lincoln zurückkehre,“ entgegnete der Pflanzer und rief dann seine vor dem Blockhause wartenden Neger herein. Diese trugen nun einen Ballen mit Bettzeug in das Haus, stellten eine Kanne mit Milch und einen Korb mit Brod und Früchten auf den Fußboden und zündeten die mitgebrachte Lampe an. Das Bett war schnell nach der Anweisung der Madame Power hergerichtet und die beiden Kinder auf demselben niedergelegt.

Alle ihnen zu Gebote stehenden herzlichen Worte, alle Zeichen der Liebe und Freundschaft boten die Alten nun auf, um der tiefgebeugten unglücklichen Mulattin Trost und Hoffnung einzureden und erst, als dieselbe

gefaßter und ruhiger schien, sagte die Pflanzerfrau zu ihr:

„Bis Morgen, gute Rosiana, Morgen bringe ich Ihnen Alles, was Sie bedürfen und hoffentlich wird Ihr Aufenthalt hier nur von kurzer Dauer sein. Franval bringt sicher den Advocaten Lane mit sich", und abermals umarmte und küßte sie die Gefangene.

„Auch ich komme Morgen in der Frühe zurück," fiel der Pflanzer ein, indem er Rosiana die Hand reichte. „Jetzt will ich zu Lincoln gehen und sehen, ob ich Etwas für ihn thun kann."

„Ach eilen Sie, Sie bester, bravster Freund, Gott wird es Ihnen lohnen und wir werden es Ihnen noch mit unserm letzten Athemzug danken. Eilen Sie zu Lincoln, trösten Sie ihn und sagen Sie ihm, daß ich unser unverschuldetes Unglück seiner würdig tragen wolle."

Die beiden liebevollen Alten verließen nun Rosiana, nachdem sie ihr nochmals Muth und Hoffnung eingesprochen hatten und der Gerichtsdiener, der vor dem Hause in der Dunkelheit ihrer Rückkehr wartete, verschloß wieder die eisenbeschlagene Thür des Gefängnisses.

Power hatte die Laterne in die Hand genommen und ließ ihr Licht an der Seite des Blockhauses hinstreifen, wo es auf eine Mannesgestalt fiel, die dort mit einer Muskete im Arm an die Wand gelehnt stand.

Der Pflanzer, als sein Blick auf diesen Wächter traf, murmelte halblaut einige Verwünschungen vor sich hin, wandte sich dann rasch von ihm ab und schritt nun, seiner Frau leuchtend, auf dem Pfad voran, der nach der nächsten Straße führte; denn das Gefängniß lag auf einem wüsten weiten Platz an der Außenseite der Stadt. Als er die letzten Häuser derselben erreicht hatte, gab er die Laterne einem seiner Neger und bat seine Frau, sich von den beiden Sclaven nach Hause geleiten zu lassen, da er jetzt nothwendig sich von dem Schicksal Lincolns überzeugen müsse.

„Gehe mit Gott," sagte die alte Frau, „schon oft habe ich ja diesen Weg zu nächtlicher Stunde allein gemacht. Tröste Lincoln und sage ihm, daß ich für Rosiana treulich sorgen würde."

Mit verdoppelten Schritten eilte Power nach Lincoln's Hause, wo er nur noch die Sclaven vorfand. Der alte Yeddo saß in der Dunkelheit vor der Thür und theilte ihm mit, daß der Sheriff seinen Herrn vor einer Stunde fortgeführt habe, und zwar in das Gerichtsgebäude, wo derselbe in einem Zimmer des obern Stocks eingeschlossen und ihm eine Wache beigegeben worden sei. Der Neger sagte, er selbst sei ihm nach jenem Hause gefolgt und habe in dessen Nähe gewartet,

bis sich der Sheriff mit den andern Herren wieder von dort entfernt hätte.

Power sah ein, daß es ein unnöthiger Versuch sein würde, Lincoln noch in dieser Nacht sprechen zu wollen, er empfahl dem Neger die Sorge für das Haus an und ging dann schweren Herzens nach seiner eigenen Wohnung zurück.

XIV.

Noch nie hatte sich der Einwohnerschaft der Stadt eine so allgemeine Aufregung bemeistert, als am folgenden Morgen, nachdem die Kunde über das Schicksal Lincoln's und dessen Familie bekannt wurde. Es war wirklich Niemand, der bei erster Mittheilung der Nachricht nur den entferntesten Glauben schenken wollte, man lachte und scherzte darüber, und es bedurfte der Beweise, ehe man sich von der Wahrheit überzeugte. Jedermann nahm Partei für oder wider Lincoln,' doch die erstere war die bei Weitem mächtigere. Die Advocaten, Frazier an deren Spitze, die schon lange eine Gelegenheit herbeigewünscht hatten, um ihren glücklichen jungen Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen, waren eifrig bemüht, die Leute gegen Lincoln zu stimmen, und die dem Amerikaner schon in frühester Jugend eingeimpfte Verachtung gegen Alles, was vom Neger abstammt, kam ihnen bei ihrem Bestreben sehr zu Hülfe. Sie nannten Rosiana eine weggelaufene Negerin, nannten

ihre Kinder Negerkinder und Lincoln einen Negerdieb. So sehr groß war das Vorurtheil gegen das afrikanische Blut, daß man selbst in den gebildetsten Familien der Stadt, unter denen Lincoln die besten Freunde zählte, mit Entsetzen auf das freundschaftliche Verhältniß zurückblickte, welches man mit Rosiana gepflogen hatte. Nur Wenige hatten den Muth, der öffentlichen Meinung entgegenzutreten und offen zu bekennen, daß sie Freunde Rosiana's seien. An der Spitze dieser Wenigen stand der alte Power und erklärte laut und öffentlich, daß er Rosiana's treuer Freund bleiben würde, auch wenn es sich erweisen sollte, daß sie von einer Negerin abstamme. Zugleich aber stellte er die ganze Nachricht über ihre Abkunft von einer schwarzen Mutter als die unerhörteste schändlichste Lüge hin, die nur von diesem Schurken, der sich Doctor Hunter nenne, erfunden sei, um sich dadurch ein Vermögen zu erwerben. Diese Behauptung Power's fand sofort eine große Zahl von Gläubigen. Alle diejenigen, welche mit Lincoln's Familie befreundet gewesen waren, schlugen freudig diesen Ausweg aus ihrer Verlegenheit ein und gebrauchten jeden ihnen zu Gebote stehenden Einfluß, um das rein weiße Blut in Rosiana zu vertheidigen. Schon früh am Morgen und namentlich gleich nach der Frühstückszeit füllten sich die Straßen und die Plätze der Stadt

mit Menschen, an allen Ecken, vor den Trink- und Wirthshäusern und besonders in der Nähe des Gerichtsgebäudes traten die Leute zusammen, um Lincoln's Angelegenheit zu besprechen, und in allen Familienkreisen war dieselbe der alleinige Gegenstand der Unterhaltung. Power war allenthalben und wo er war, da hörte man auch seine gewaltige Stimme zu Lincoln's Lob und zur Schmach Hunter's und dessen ganzer Partei ertönen. Ja, er suchte diese auf und wo er sie fand, trat er dazwischen und sprach laut und rücksichtslos seine Meinung über sie aus. Niemand wagte es, dem alten Ehrenmanne zu nahe zu treten, denn man bangte persönlich vor ihm, noch mehr aber fürchtete man seinen Einfluß, den er weit und breit ausübte. Wie die Stunden des Tages schwanden, so mehrte sich die Ueberzeugung, das ganze Gerücht über Rosiana's Abstammung sei nur eine boshafte Erfindung, und es wurden sehr ernste Stimmen laut, daß gar kein gesetzlicher Grund zur Verhaftung Lincoln's und dessen Familie vorläge. Es sei, sagte man, noch gar nicht festgestellt, ob jener Herr Hunter der Mann auch wäre, für den er sich ausgegeben hatte, man sprach über leichtsinnige Annahme der Klage von Seiten des Bezirkssecretairs und ergoß sich in Schmähungen gegen die Advokaten, die Hunter's Sache führten. Der Sheriff, der als ein streng recht-

licher Mann bekannt war und in allgemeiner Achtung stand, bemühte sich vergebens, die wachsende Aufregung gegen Hunter und dessen Gefährten zu bekämpfen; umsonst versicherte er auf das Heiligste, daß die gültigsten Beweise gegen Lincoln und dessen Frau durch Hunter beigebracht seien und daß die Annahme der Klage auf das Vollständigste gerechtfertigt wäre. Er wurde allenthalben überstimmt und man forderte schließlich die Befreiung der Gefangenen. Da erschien bei Sonnenuntergang eine gedruckte Aufforderung an die Bewohner der Stadt, worin der Bezirkssecretair dieselben bat, sich bis zum nächsten Morgen zu geduldigen, da alsdann das Recht über die Annahme der Klage öffentlich geprüft und dasselbe seitens des Klägers durch Beweise vor einem Geschworenengericht festgestellt werden solle. An allen Straßenecken ward diese Aufforderung angeschlagen und wie ein plötzlich vorgeschobener Damm hemmte sie augenblicklich den Strom der Bewegung für die Befreiung der Gefangenen. Alt und Jung war in den Straßen und namentlich drängte man sich auf dem Platze bei dem Gerichtshause, um die dort angeheftete Anzeige zu lesen und seine Meinung darüber abzugeben.

Die Dämmerung war schon hereingebrochen, als von dem fernen Ende der Stadt her jubelnde Stimmen

ertönten und bald darauf in jener Richtung eine Staubwolke sichtbar wurde, die sich schnell und unter lauten Hurrahs dem Gerichtsgebäude näherte. Zwei heransprengende Reiter auf schweißbedeckten Rossen wurden jetzt sichtbar und wenige Augenblicke später bewillkommnete die vor dem Gerichtsgebäude versammelte Volksmenge Franval und den ersehnten Advocaten Lane mit stürmischem Jubel. In der Anwesenheit Lane's sahen die Freunde Lincoln's Schutz und Rettung für diesen, denn jener war ihm stets ein treuer Freund gewesen und als Rechtsanwalt stand derselbe in hohem Ansehn.

Kaum vom Pferde gestiegen, drängten sich seine näheren Bekannten und Freunde zu ihm hin, um ihn noch persönlich zu begrüßen, namentlich aber Power rief ihm einen triumphirenden Willkommen zu. Der Pflanzer theilte ihm und Franval darauf mit, wie es Rosiana gehe und beklagte sich, daß man ihm den Zutritt zu Lincoln verwehrt habe.

Lane stellte sich dem Sheriff, der ihn auch freundlich begrüßte, als Lincoln's Rechtsbeistand vor, mit der Bitte, ihn sofort zu demselben zu führen, worin jener ohne Widerrede einwilligte, ihn zu dem Gefangenen geleitete und ihn mit demselben allein ließ. Ueber eine Stunde verweilte Lane bei dem Angeklagten, und während dieser Zeit hatte sich der Platz vor dem Gerichts-

gebäude Kopf an Kopf mit Menschen gefüllt, die alle auf die Rückkehr des Anwalts warteten, um möglicherweise dessen Ansicht über Lincoln's Angelegenheit zu erfahren. Kaum erkannte man ihn durch das Düster des Abends in der Thür des Gebäudes, als ein donnerndes Hurrah ihm entgegenschallte und man sich mit Gewalt den Weg in seine Nähe zu bahnen suchte. Lane forderte den Sheriff nun auf, ihn zu Rosiana zu führen, wohin ihn die Volksmenge unter lauten Bezeugungen der Theilnahme für Lincol'ns Sache begleitete. Auch die Berathung mit Rosiana, wobei Franval und Power zugegen waren, dauerte geraume Zeit, so daß der neue Mond schon hinter dem nahen Walde am Ufer des Stromes versank, als der Advocat mit den beiden Freunden das Gefängniß verließ. Im Triumph geleitete ihn das Volk nun nach dem Gasthause, wo man eine Wohnung für ihn in Bereitschaft hielt, und es herrschte nur die eine Stimme, daß Lincoln, sowie seine Gattin morgen von der Anklage entbunden und in Freiheit gesetzt werden würden.

Ruhe zog in dieser Nacht nicht in die Stadt ein, die Trink- und Wirthshäuser blieben mit Gästen gefüllt und der wilde tobende Lärm in den Straßen, der vom übermäßigen Genuß geistiger Getränke zeugte, verhallte nicht, bis der neue Tag erschien. Mit ihm aber

zogen von allen Seiten Reiter und Reiterinnen aus dem Lande in die Stadt, denn die Kunde von Lincoln's Verhaftung und der heute bevorstehenden Gerichtsverhandlung lockte die Leute aus der Umgegend zu Hunderten herbei. Schon einige Stunden vor dem Beginne der Verhandlungen füllte sich das geräumige Gerichtshaus mit Männern, die sich dort Plätze sichern wollten, denn bei den vielen aus dem Lande eingetroffenen Fremden war es vorauszusehen, daß der Raum nicht Alle würde fassen können, die der Sitzung beizuwohnen wünschten.

Kurz vor zehn Uhr zeigte sich plötzlich eine rasche Bewegung unter den Leuten in den Straßen, Alle strömten dem Wege zu, der von dem Gefängniß nach dem Gerichtsgebäude führte und ein von dem alten Power selbst gelenkter Wagen kam im Schritt von dort herangefahren. In demselben befand sich Rosiana mit ihren beiden Kindern und von dem Sheriff begleitet. Sie war sehr bleich und ihre ganz schwarze Kleidung und der neben ihrer blutlosen Wange herabhängende schwarze Schleier machte die schnelle Veränderung in ihrer Erscheinung noch auffallender. Ihr großes dunkles Auge hatte den natürlichen lebhaften Glanz verloren, es sah düster und starr unter der langen Wimper hervor und spiegelte den ungeheuren Schmerz, die Verzweiflung, die Rosiana's Herz in krampfhaften Zuckungen

bewegte. Mit gesenktem Haupte lehnte sie sich in dem Sitz zurück und hielt in ihren beiden Armen ihre beiden Kinder gegen ihren Busen, während ihr thränenloser Blick unbeweglich vor sie niedergerichtet war.

Der Sheriff saß ebenso regungslos der unglücklichen Frau gegenüber und hielt seine Augen von ihr abgewandt; man konnte es auf seinen Zügen lesen, daß er in tiefster Seele von ihrem Schicksal ergriffen, und daß seine Gegenwart nur durch seine Pflicht als Diener des Gesetzes erzwungen war. Langsam zogen sie durch die, zu beiden Seiten mit Zuschauern gefüllte Straße hin, kein Laut wurde unter denselben hörbar, Alles sah schweigend, theilnehmend und mitleidig auf die schöne unglückliche Frau, die Allen bis jetzt nur als ein liebliches Bild irdischer Glückseligkeit bekannt gewesen war. Vor dem Gerichtsgebäude hielt die Kutsche still, Franvall öffnete den Schlag, hob den Knaben heraus, nahm das Mädchen auf seinen Arm und war Rosiana behülflich, den Wagen zu verlassen. Mit bebender Hand zog sie den Schleier vor ihr bleiches Antlitz und nahm dann den ihr gebotenen Arm des Freundes, um sich aufrecht zu halten, während sie, von ihm geführt, in das Haus schwankte. Franval geleitete sie mit den Kindern in ein Zimmer des oberen Stockes, wo Madame Power ihrer schon harrte, um ihr die

schweren Stunden, die sie in diesem Hause verleben sollte, durch Worte des Trostes und der innigsten Theilnahme zu erleichtern.

Bald darauf verkündete die laute Stimme des Sheriffs aus der Thür des Gerichtsgebäudes, daß die Sitzung jetzt beginnen würde. Der Saal war bereits zum Erdrücken mit Zuhörern gefüllt und lautlos und mit unterdrückter Aufregung erwartete die Menge den Anfang der Verhandlungen.

Die Geschworenen hatten sich auf ihren Bänken niedergelassen, der Bezirksrichter seinen Platz eingenommen und die Advocaten Frazier und Lane standen zu den Seiten der Schranken sich gegenüber, der Eine, um Lincoln's weltliches Glück vollends zu vernichten, der Andere entschlossen, ihm dasselbe um jeden Preis zurückzugeben.

Der Bezirkssecretair legte nun den Geschworenen und den Richtern die Papiere vor, auf welche hin die Klage gegen Lincoln angenommen und der Verhaftsbefehl gegeben worden war. Doctor Hunter's Person war darin durch das Gericht in Richmond legitimirt und zugleich war er als Erbe des verstorbenen Pfarrers Nelson dortselbst anerkannt. Es war gleichfalls darin bezeugt, daß die Mulattin Rosiana, damals Eigenthum des Pfarrers Nelson, vor vier Jahren demselben ent-

ronnen war und Hunter hatte beschworen, daß er diese, sein jetziges Eigenthum, in der Rosiana Lincoln erkannt habe. Auch war in den Papieren ein Herr Joseph Griffin legitimirt, ein langjähriger Nachbar des verstorbenen Pfarrers Nelson, der die Mulattin Rosiana seit ihrer frühsten Kindheit gekannt und sie bis zu ihrer Flucht fast täglich gesehen hatte. Dieser Herr Griffin war mit Hunter hier vor Gericht erschienen und hatte gleichfalls beschworen, daß er jene Mulattin in der Rosiana Lincoln wieder erkannt, die er einige Male in ihrem Garten gesehen, wo er ihr an dem Zaune aufgelauert habe.

Hunter und Griffin, derselbe alte hagere Mann, der Rosiana in so große Unruhe versetzt hatte, als Yeddo ihr denselben an der Garteneinzäunung zeigte, Beide mußten jetzt vortreten und die Fragen beantworten, die theils der Richter, theils der Advocat Lane an sie stellte.

Der Anwalt Frazier nahm darauf das Wort und setzte die zweifellose Richtigkeit der Documente und der Angaben Hunter's und Griffin's auseinander und verlangte schließlich, daß man Rosiana, ohne daß sie vorher von Griffin's Hiersein in Kenntniß gesetzt werde, demselben gegenüber gestellt würde, damit die Geschworenen und die Richter sich von dem Eindruck überzeugen

könnten, den das Erscheinen des früheren Nachbars der Mulattin auf dieselbe machen müsse.

Der Advocat Lane trat nun, augenscheinlich durch die letzte Forderung bestürzt, vor die Schranken und erklärte die ganze Anklage für einen schändlichen Betrug Seitens Hunter's, der nur die Zufälligkeiten benutzte, die Rosiana Lincoln's Person und Verhältnisse ihm böten, sie als jene Mulattin zu bezeichnen, um sich dadurch einen unerhört niederträchtigen Erwerb zu verschaffen. Der Zeuge Griffin, den Hunter mit sich führe, sagte er, sei Theilhaber in dem beabsichtigten Geschäft und außerdem erinnere sich Lane recht gut, daß ein gewisser Joseph Griffin in Richmond wegen Negerdiebstahl vor Gericht gestanden habe und steckbrieflich dieserhalb von dort verfolgt worden sei. Ehe Lane diesen Mann als Zeugen annehmen könne, müsse man sich von Richmond Auskunft verschaffen, ob er auch nicht jener Negerdieb sei. Frazier fiel ihm in die Rede und verlangte vom Richter, daß er den Sprecher zur Ordnung rufe und ihm untersage, einen achtbaren Mann in solch unerhörter Weise zu schmähen. Dies geschah; dennoch that Lane Alles, um eine unvorbereitete Zusammenkunft zwischen Rosiana und Griffin zu vermeiden. Der Richter aber, der keinen Grund dagegen sah, bestimmte, daß Madame Lincoln vor die Schranken

geführt und mit dem Zeugen confrontirt werden solle, ohne daß man ihr erlaube, mit Jemandem zu reden. Mit diesem Auftrage entfernte sich der Sheriff, wenige Minuten nachher öffnete sich die Thür neben dem Richter und Rosiana, vom Sheriff geführt, wankte mit gesenktem Blick in den Gerichtssaal.

Ein Gemurmel lief durch den weiten Raum und Worte der Theilnahme, des Mitleids, ja, der Entrüstung wurden unter den Zuhörern laut.

Noch hatte Rosiana die Schranken nicht erreicht, als Lane laut hustete und sie ihren Blick zu ihm erhob. Er hatte seinen Finger auf seinen Mund gelegt und warf ihr mit aller Macht seiner Augen einen bedeutungsvollen Blick zu, indem er zugleich seitwärts nach Griffin's Gestalt hinblinzte, der der herantretenden Frau den Rücken zukehrte.

Rosiana hatte den Wink verstanden, sie heftete ihr Auge erwartungsvoll auf den fremden Mann und erkannte in ihm jenen Unbekannten, den sie an der Einzäunung ihres Gartens gesehen hatte. Zugleich aber rief seine Gestalt eine Erinnerung aus früherer Zeit in ihr hervor und sie war nach diesen wenigen Augenblicken vorbereitet, einen früheren Bekannten zu sehen, den ihr Lane untersagte, als solchen anzuerkennen. Ihres Gatten, ihrer Kinder und ihr eigenes Lebens-

glück hing von ihrer Festigkeit ab, das wußte sie, das hatte ihr Lane gesagt und fest wollte sie sein. Sie hatte, nur wenige Schritte von Griffin entfernt, die Schranken erreicht, als Dieser sich auf einen Wink Frazier's umwandte und sie in ihm den langjährigen Nachbar aus Richmond erkannte.

Sie fühlte, daß es ihr kalt durch die Glieder lief und daß das Blut ihr nach dem Herzen drängte, sie legte die Hand auf die Schranken, um ihr Beben nicht zu verrathen, ihren Blick aber hielt sie fest und unbeweglich auf den Nachbar, wie auf einen fremden, ihr unbekannten Mann geheftet, so daß Dieser zuerst seine Augen von ihr abwenden mußte. Im Geiste aber sah sie nicht den Nachbar, sondern ihren Gatten und ihre Kinder vor sich stehen, die sie zur Festigkeit aufzufordern schienen.

Der Advocat Frazier fragte Rosiana nun, ob sie diesen Mann kenne? Lane aber fiel rasch in das Wort und untersagte ihr zu antworten.

Dann erinnerte er den Richter daran, daß hier kein Verhör gehalten, sondern daß nur festgestellt werden solle, ob eine Klage überhaupt und ob darauf hier ein Verhaftsbefehl zulässig sei.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür neben dem Richter leise, und lautlos und mit Blitzesschnelle

führte Hunter eine weibliche Gestalt, über deren Kopf ein großer Shawl bis auf ihre Füße herabhing, an die Seite Rosiana's.

Alle schauten überrascht und erstaunt auf die geheimnißvolle Erscheinung, Rosiana heftete entsetzt ihren Blick auf die Verhüllte, und Lane war im Begriff, Auskunft über dieses unpassende Comödienspiel zu verlangen, als Hunter den Shawl von der Unbekannten hinwegriß und die Negerin Morna, die Mutter Rosiana's vor dieser stand.

„Mutter!“ schrie die Mulattin, wie mit einem Todesschrei, das Wort erstarb halb auf ihren Lippen und regungslos sank sie zu Boden, und

„Rosiana, mein Kind!“ schrie die Negerin und fiel, ihre Arme um die Ohnmächtige schlingend, neben ihr nieder.

Schrecken und Entsetzen wurde in vielen hundert Stimmen zugleich laut, Zuhörer, Geschworene und Beamte, Alle waren aufgesprungen und in wilder Verwirrung drängte man sich an die Schranken in die Nähe der unglücklichen ohnmächtigen Frau, deren Mutter sie laut weinend und jammernd fest umschlungen hielt und sich nicht von ihr trennen lassen wollte. Lane versuchte die Negerin hinwegzureißen, Franval und Power hoben Rosiana auf und nur mit Mühe konnte man sie der

Umarmung ihrer schwarzen Mutter entwinden. Man trug sie hinauf in das Zimmer, wo sich Madame Power noch befand, die treue alte Freundin bot Alles auf, sie aus ihrem Todesschlaf zu erwecken, doch lange widerstand die tiefe Ohnmacht allen angewandten Mitteln, ehe das Leben in Rosiana zurückkehrte.

Die Niederlage der Freunde Lincolns war vollständig, die Geschworenen und der Richter erklärten die Annahme der Klage, so wie die Verhaftung für gerechtfertigt und ihr Beschluß lautete dafür, daß die Angeklagten bis zum nächsten Bezirksgericht hier gefangen gehalten werden sollten.

So vollkommen des Doctors Sieg aber auch war, so sehr hatten die Mittel, die er angewandt, die Gemüther gegen ihn aufgebracht und die Theilnahme für Lincoln und die Seinigen vermehrt. Schon als Hunter mit seinen Gefährten das Gerichtshaus verließ, konnte der Sheriff sie kaum vor thätlichen Beleidigungen und Angriffen Seitens des Volkes schützen und die heftigsten Verwünschungen und Flüche begleiteten sie bis zu dem Hause des Advocaten Frazier, wo sie ihre Wohnung hatten.

Durch das Gesetz war Hunter die Beute in die Hände gegeben, dieselbe aber zu halten war für ihn eine andere Aufgabe, die vielleicht noch schwerer zu

lösen war, als die erste. Noch über vier Monate lagen zwischen jetzt und dem nächsten Bezirksgericht, von welchem sein Recht auf den Besitz Rosianas und ihrer Kinder entschieden werden sollte. Bis dahin mußte er für die Bewachung der Gefangenen sorgen, denn das Gericht gab nur das Gefängniß, ein elendes Blockhaus, zu deren Verwahrung her und stand nicht dafür ein, daß sie durch List, oder Gewalt daraus befreit würden. Um sie leichter bewahren zu können, veranlaßte Hunter, daß Lincoln gleichfalls in das Gefängniß gebracht wurde, wo man Rosiana und ihre Kinder verwahrte, zugleich aber erwirkte er den Befehl, daß Niemand, außer dem Gefangenwärter und dem Sheriff Zutritt haben sollte. Zur Bewachung des Gefängnisses erwarb er ein Dutzend Männer, die er sich verpflichtete bis zur Zeit des Bezirksgerichts zu verköstigen und ihnen eine Summe von zweitausend Dollar auszuzahlen, wenn sie bis dahin eine mögliche Flucht der Gefangenen verhinderten, und dieselben vor die Schranken des Gerichtes bringen würden.

Die größere Zahl dieser Männer stand in keinem guten Ruf, sie waren als Spieler, Trinker und Tagediebe bekannt und wurden von dem besseren Theil der Einwohnerschaft der Stadt als eine gefährliche Last betrachtet. Man suchte jedoch mit ihnen in gutem Ver-

nehmen zu bleiben, weil man sich fürchtete, sie sich zu Feinden zu machen, und oftmals sah man anständige Männer, wenn sie diesen Leuten in der Nähe eines Trinkhauses begegneten, mit ihnen hineingehen, um sie dort auf ein Glas Branntwein frei zu halten. Einer unter ihnen Namens Rouser, ein Mann von herkulischer Stärke und wildem wüsten Aussehen, wurde stets als das Haupt aller Taugenichtse, Müssiggänger und Schwindler der Stadt betrachtet und es war bekannt, daß er großen Einfluß auf sie ausübte, so wie daß sie sich sämmtlich vor ihm fürchteten. Der Advocat Frazier hatte ihn Hunter besonders empfohlen und mit ihm hatte Dieser in Gegenwart von dessen eilf Kameraden den Vertrag wegen Bewachung der Gefangenen abgeschlossen. Jeden Abend, wenn die Dunkelheit hereinbrach, begaben sich sechs dieser Wächter bewaffnet nach dem Gefängniß und lagerten sich dort bei einem kleinen Feuer, bis sie nach Mitternacht von den andern sechs Wächtern abgelöst wurden, welche dann bis zum Tagesanbruch dort verweilten. Des Tages über trieben sie sich in den Trinkhäusern umher, gingen auf die Jagd, fischten in dem nahen Strome oder lagen und schliefen. Rouser aber hatte sich auch oftmals den Leuten in der Stadt und in der Umgegend nützlich gemacht, indem er verlorenes Vieh und Pferde aufsuchte und den Eigen-

thümern zurückbrachte, wobei allerdings manchmal der Verdacht auf ihm ruhte, daß er selbst die Thiere fortgetrieben habe, um den Lohn für deren Zurückbringen zu verdienen. Auch hatte man ihn zu scharfen Ritten verwandt, wenn eilige Botschaften zu überbringen waren, und gelegentlich hatte er sich auch wohl zum Arbeiten hergegeben, wenn es in der Erntezeit an Arbeitskräften mangelte. Er war dadurch mit allen Leuten in der Stadt und im Lande sehr bekannt und er nahm niemals Anstand, wenn er in Geldverlegenheit war, bei dem Ersten dem Besten sich einen kleinen Vorschuß auf künftig zu leistende Dienste auszubitten, der ihm dann auch in der Regel gewährt wurde.

Wenige Tage, nachdem Lincoln in das Gefängniß zu seiner Gattin und seinen Kindern gebracht worden war, verließen Franval und Power gegen Abend die Stadt, in der sie sich bei dem Sheriff nach dem Befinden der unglücklichen Freunde erkundigt hatten.

„Ich fürchte, es bleibt uns nun Nichts mehr übrig, als Lincolns sämmtliches Vermögen zu opfern und Hunter damit abzufinden; wenn Alles verkauft wird, so bringen wir doch gegen fünfzehntausend Dollar zusammen. Den alten Yeddo und die beiden Negermädchen will Lincoln unter keiner Bedingung verkauft haben," sagte Franval neben dem Pflanzer hinschreitend.

„Der Schurke fordert zwanzigtausend Dollar für Rosiana und die Kinder und wenn ich nun auch das Fehlende zulegte, dann müßte Lincoln mit dem weißen Stock davon gehen; eher will ich jenem Hunde selbst die Kehle abschneiden. Nein, nicht einen Cent soll der Kerl bekommen, wir machen Lincoln frei im Guten oder im Bösen. Ich habe aber eine Hoffnung, die mich nicht täuschen wird," sagte Power indem er seinen Hut abnahm und sich den Schweiß von der Stirn strich, „hören Sie, Franval. Unter der Bande, die das Gefängniß bewacht, ist ein Mann, Namens Rouser, ein berüchtigter desperater Kerl, der aber doch wieder seine guten Seiten, und wenn Sie wollen, mitunter, wenn sein Interesse nicht darunter leidet, auch einiges Rechtlichkeitsgefühl hat. Ich kenne den Kerl schon seit mehreren Jahren und habe ihn manchmal aus Verlegenheiten geholfen. Er hält Viel auf mich. Hunter hat sich verpflichtet, den zwölf Männern zweitausend Dollar zu zahlen, wenn sie die Gefangenen beim nächsten Gericht vor die Schranken liefern; wie wäre es, wenn wir Rouser das Doppelte böten und zwar ihm auszuzahlen, nachdem Lincoln mit den Seinigen in Freiheit gesetzt worden wäre. Ich glaube er nähme den Vorschlag an und betröge seine Kameraden noch obendrein um ihren Antheil. Natürlich würde ich mit der Zahlung

so viel Frist bedingen, daß Lincoln übrig Zeit hätte, in Sicherheit zu kommen, denn sonst wäre Rouser im Stande, und brächte ihn gegen eine Belohnung wieder in Hunter's Gewalt zurück."

„Dafür dürfen Sie mich sorgen lassen, habe ich ihn einmal mit mir unterwegs, dann soll kein weißer Spürer unsere Fährte auffinden. Glauben Sie wirklich, daß dieser Mann auf den Vorschlag eingehen wird?"

„Ich glaube es nicht, ich weiß es; der Kerl verkauft seine eigene Seele, wenn sie ihm feil gemacht würde. Heute Abend nach dem Essen gehen wir wieder zur Stadt zurück und sehen uns nach ihm um, er selbst nimmt es mit dem Wachen nicht so genau uud streicht Abends gern in den Trinkhäusern umher, um frei gehalten zu werden, oder zu sehen, ob nicht irgend ein Verdienst für ihn auftaucht. Finden wir ihn, so werfe ich ihm den Köder vor; Sie werden sehen, er beißt an. Wer mit dem Teufel zu kämpfen hat, muß den Teufel in seinen Dienst nehmen."

„Gebe Gott, daß er darauf eingehe!" antwortete Franval mit einem schweren Athemzug, dann ginge es vielleicht ohne Blutvergießen ab; denn befreien müssen wir sie und sollte es unser Beider Leben kosten; dafür habe ich Ihr Wort, alter Freund!"

„Und das Wort ist gut, und Power ist gut für sein Wort. Zuerst aber wollen wir solche Waffen versuchen, wie man sie gegen uns gebraucht hat, Hinterlist, Betrug und Verrath, kommen wir damit nicht zum Ziele, verdammt, dann heraus mit dem Frontieremann; frei machen wir Lincoln und sollte ich das ganze Nest in Asche legen!"

Mit Trauer und Thränen empfing die Frau des Pflanzers die traurige Nachricht, daß alle Mühe, Lincoln zu sprechen, abermals vergebens gewesen wäre und daß der Sheriff dessen und Rosiana's Lage als eine sehr betrübende geschildert habe.

„Aber Power," sagte die Matrone, ihn mit einer Art von Mahnung anblickend, „so kann man doch die Sache unmöglich länger ruhig mit ansehen. Lincolns waren die geachtetsten Leute in der Stadt und sind stets unsere besten Freunde gewesen, sollen wir nun erlauben, daß man sie um eines so schlechten Mannes willen langsam zu Tode quält! denn das wird doch das Ende sein, wenn sie noch lange in jenem fürchterlichen Orte verweilen."

„Bravo, Mutter!" sagte Power, indem er seine Frau auf die Schulter klopfte, „wir wollen es auch nicht lange mehr ansehen. Noch ein Mittel will ich versuchen und hilft das nichts, dann rufe ich meine

und Lincoln's Freunde zusammen und wir machen kurzen Proceß!"

Die Unterhaltung über die Lage Lincoln's und über die Mittel, ihn aus derselben herauszureißen, brach nicht ab, hundert Pläne wurden gemacht und eben so viele verworfen und kaum nahmen sich die beiden Männer die Zeit, das Abendbrod zu verzehren. Das Düster der einbrechenden Nacht lag schon auf der Gegend, als sie ihre Pfeifen anzündeten und wieder nach der Stadt zurückschritten. Es war dunkel geworden, ehe sie den Platz vor dem Gerichtshause erreichten und hier und dort drang schon ein Lichtschein aus einem Fenster, oder aus einer Thür hervor. Gegenüber einem Trinkhause blieb Power auf dem Platze stehen und hielt seinen Blick auf dasselbe geheftet. In dem Lichte, welches aus der Thür hervorströmte, sah man Leute sich hin- und herbewegen und unter der Veranda vor dem Hause konnte man mehrere Männergruppen erkennen.

„Er ist noch nicht dort, wie es scheint, ich sehe ihn wenigstens nicht," sagte Power zu Franval und sah immer noch spähend nach dem Trinkhause. Doch jetzt trat eine Riesengestalt unter der Veranda hervor und hemmte zum großen Theil den Lichtstrahl, der aus derselben hervordrang.

„Doch, das ist er," sagte Power rasch, „warten Sie hier, ich will mich ihm zeigen und ihm einen Wink geben. Ich bringe ihn mit mir."

Mit diesen Worten eilte Power raschen Schrittes auf das Trinkhaus zu und ging dann langsam, als ob er auf Jemand warte, in der Straße vor demselben auf und nieder.

Rouser war in das Haus uud an den Schenktisch getreten, leerte dort ein großes Glas mit Branntwein und Wasser und schritt dann wieder heraus unter die Veranda, während er ein Stück Kautaback aus der Tasche hervorzog und mit dem schweren Messer, welches er im Gürtel trug, ein Stück davon abschnitt. Er schien in Gedanken versunken zu sein und schaute durch die Dunkelheit nach dem Platze gegenüber. In diesem Augenblicke trat Power in den matten Lichtschein, der aus der Thür des Hauses weithin über die Straße fiel, und hob, seinen Blick auf Rouser heftend, seine Hand mit einem weißen Taschentuch schnell zum Munde auf. Rouser hatte Power sofort erkannt, er blickte nochmals scharf nach ihm hin, als derselbe schon aus dem Lichtschein getreten war, und sah daß der Pflanzer die Bewegung mit der Hand noch einmal wiederholte. Er schob das Stück Taback gemächlich in seinen Mund, sah sich links und rechts unter der Veranda um, als

wolle er sich die Männer merken, die dort zusammenstanden und ging dann pfeifend langsam in die Straße hinaus. Er folgte derselben, bis die Dunkelheit ihn jedem Blick von dem Trinkhause her entzog, und wandte sich dann rasch zu dem Platze, wo er immer noch die Gestalt des Pflanzers im Auge hielt. Er folgte Power eilig und erreichte ihn grade, als derselbe mit Franval zusammentraf.

„Sieh, Herr Power und Herr Franval, guten Abend, meine Herren, wenn ich mich nicht irrte, so haben Sie für Rouser einen Auftrag. Sie wissen, ich bin stets dienstbereit," sagte dieser, indem er sich mit dem Kopfe verneigte und Beiden ungenirt die Hand reichte.

„Ihr habt mich recht verstanden, Rouser, ich habe etwas mit Euch zu reden, was Euch interessiren wird. Ihr macht doch immer gern ein Geschäft, wenn etwas dabei zu verdienen ist, zumal wenn es sich um eine gute Sache handelt," sagte Power zutraulich.

„Versteht sich, dazu lasse ich mich nie zweimal auffordern; womit kann ich dienen?"

„Ihr kennt unsere Freundschaft für Lincoln, Rouser," entgegnete Power und schwieg abermals, als wolle er diesem Zeit geben, den Wink zu verstehen.

„Ja, so," sagte der Riese halblaut vor sich hin,

als unterwürfe er die Andeutung einer schnellen Prüfung. „Allerdings kenne ich Ihr Verhältniß zu dem Gefangenen und es ist mir leid, daß mich die Nothwendigkeit dazu gebracht hat, gegen Ihr Interesse zu handeln; Sie wissen aber, ich bin Geschäftsmann, und im Geschäft hören persönliche Beziehungen auf. Wir werden gut bezahlt."

„Das heißt, Ihr werdet gut bezahlt werden, wenn Ihr Euer Versprechen ausführt; es wäre aber doch auch möglich, daß Ihr daran verhindert würdet?" entgegnete Power mit bedeutsamem Tone.

„Nun dann wäre Nichts mehr daran gelegen, denn das könnte nur mit meinem Tode geschehen. So lange ich lebe, nimmt mir die Gefangenen Niemand mit Gewalt."

„Nun, wenn Ihr aber viel mehr dabei verdienen könntet; Ihr seid Geschäftsmann, Rouser?" sagte Power fragend und sah erwartungsvoll auf die dunkle Gestalt des Mannes.

„Das würde die Sache ändern, Geschäft geht Allem vor. Sprechen Sie sich offen aus, Herr Power, Sie wissen, daß ich mich Ihnen stets dankbar verpflichtet fühlte."

„Angenommen, wir zahlten Euch viertausend Dollar, nachdem Lincoln mit den Seinigen in Freiheit gesetzt

und in Sicherheit gebracht worden wäre. Nach Eurem Vertrag mit Hunter würdet Ihr erst in vier Monaten die Hälfte dieser Summe erhalten, vorausgesetzt, daß Nichts dazwischen käme. Was meint ihr dazu?“ sagte Power mit mehr Sicherheit.

„Das ließe sich hören und das Geschäft wäre wohl auszuführen. Freilich es erfordert Ueberlegung und Vorsicht. Man dürfte zum Beispiel nicht alle meine Gefährten in das Geheimniß ziehen, viele Köpfe, viele Zungen, am Besten wäre es, wenn ich es allein besorgen könnte,“ antwortete Rouser nachdenkend und fuhr nach einer kurzen Pause fort. „Ich will mir die Sache überlegen und Ihnen morgen Abend um diese Zeit hier Antwort geben.“

„Was ist da groß zu überlegen?“ entgegnete Power ungeduldig. „Sagt mir, ob Ihr es übernehmen wollt, oder nicht; die Weise, wie Ihr es vollbringt, ist Eure Sache. Ihr seid ja doch sonst nicht so verzagt.“

„Verzagt?“ wiederholte Rouser lachend, „das ist just nicht meine schwache Seite, aber Alles will überlegt sein.“

„Das könnt Ihr nachher thun. Vorerst sagt mir Ja, oder Nein, damit wir unsere Maßregeln danach nehmen können. In wenigen Tagen hättet Ihr das Geschäft gemacht und das baare Geld in der Tasche.“

„Es sei! Hier ist meine Hand, die Sache ist abgemacht, doch bleibt sie unter uns; ich will es allein ausführen. Kommen Sie morgen Abend wieder um diese Zeit hierher, bis dahin, denke ich, kann ich Ihnen Näheres über meinen Plan mittheilen," entgegnete Rouser, indem er Power und dann Franval die Hand reichte. „Bis Morgen," sagte er und wandte sich von ihnen ab, doch Letzterer hielt ihn mit den Worten zurück:

„Noch einen Augenblick. Könntet Ihr wohl unserem Freunde noch in dieser Nacht ein paar Worte von mir zustellen? Ich mögte ihm wenigstens wissen lassen, daß seine Rettung nahe ist."

„Das kann leicht geschehen, der Vogelbauer hat ja hundert Oeffnungen; ob die Vorsicht es aber nicht verbietet? Ein beschriebenes Papier ist ein böser Zeuge!" erwiederte Rouser zögernd.

„Lincoln selbst wird diesen Zeugen seinen Gegnern doch nicht aushändigen. Wartet hier, ich will im Lichte jenes Fensters nur ein paar Worte schreiben," sagte Franval, ohne eine Antwort abzuwarten und sprang nach der anderen Seite des Platzes, wo aus dem Fenster eines Hauses ein heller Lichtschein auf die Straße fiel.

Nach wenigen Minuten kehrte er zurück und übergab Rouser ein zusammengefaltetes Papier, indem er sagte:

„Wenn es ohne Gefahr geschehen kann, so händigt Herrn Lincoln diese Zeilen ein, sie werden ihn beruhigen.“

Rouser nickte mit dem Kopfe, verbarg das Papier in seiner Rocktasche, wünschte den beiden Männern eine gute Nacht und verschwand in der Dunkelheit schnell vor ihren Blicken.

XV.

Um diese Zeit saß Lincoln neben Rosiana vor dem Bett, auf dem ihre beiden schlafenden Kinder lagen und ruhte sein Haupt an dem Busen der geliebten Gattin, während sie ihren Arm um ihn geschlungen hielt. Das trübe Licht der Lampe erleuchtete nur matt den schauerlichen elenden Raum, dessen vom Wurm zernagte, halbvermoderte Balkenwände mit Schmutz und Staub bedeckt waren, doch gab es Helligkeit genug, um den beiden unglücklichen Gatten gegenseitig das Elend auf ihren bleichen abgehärmten Zügen erkennen zu lassen, welches ihre Herzen zu brechen drohte. Schweigend hatten sie schon lange so gesessen, Rosiana ließ von Zeit zu Zeit ihre kleine Hand liebkosend über das glänzende Lockenhaar des theuren Mannes gleiten und vermied dadurch, die Thränen, die ihren Augen entrollten — ihr Weinen zu verrathen.

„Sollte sich denn der böse Mann nicht zufrieden

stellen, wenn wir ihm Alles gäben, was wir besitzen, Edward?" fragte Rosiana mit matter Stimme.

„Er fordert ja zwanzigtausend Dollar für Dich und für unsere Kinder, und wenn wir Alles veräußern lassen, so bringen wir kaum vierzehntausend zusammen; unsere Sclaven werde ich niemals verkaufen. Und was sollen wir dann beginnen? Hierbleiben können wir nicht," antwortete Lincoln ohne aufzublicken.

„Was hat denn Franval begonnen, ist er nicht glücklich in seiner Wildniß — sollten wir es nicht auch dort sein können?"

„Er hat nicht Weib, nicht Kind; er hat nur sein eigenes Leben zu wagen!" sagte Lincoln mit einem tiefen Seufzer und sah Rosiana und dann seine Kinder an.

„In der Nähe von Franval würden wir aber wohl sicher sein, er scheint doch gar nicht in Sorgen zu leben."

„Auch mit der Gefahr wird der Mann vertraut und hört auf, sie, wenn er allein steht, zu fürchten; was ist das eigene Leben aber gegen das eines solchen Weibes und solcher Kinder!" sagte Lincoln und zog Rosiana an seine Brust.

„Sieh, Edward, was ist das?" sagte die Frau plötzlich auffahrend, „dort an der Wand, es kommt

durch die Balken, ein Papier, still, wer weiß!“ Und leise hatte Rosiana die wenigen Schritte gethan, ergriff das Papier und zog es von dem Ladestock, an dessen Spitze es zwischen den Balken hindurch in das Haus geschoben war.

„Hier, Lincoln, lese, es ist ein Brief, großer Gott, brächte er uns doch gute Nachrichten!“ flüsterte die Frau und hielt mit bebender Hand ihrem Gatten das Papier hin. Lincoln entfaltete es zitternd und brachte es in den Schein der Lampe.

„Ihr werdet befreit werden, bald, beruhigt Euch,“ las er jetzt die Bleistiftschrift, in der er Franval's Hand erkannte.

„Gott sei gelobt und gedankt!“ sagte er, hob seine gefalteten Hände mit dem Papiere hoch über sich und wandte seinen Blick nach Oben. Dann warf er seine Arme auseinander und fiel an das Herz der Gattin. Beide weinten, sie weinten aber Thränen der Hoffnung, der Freude und eine lange glückliche Pause verstrich, ehe sie wieder Worte fanden.

Rosiana ermannte sich zuerst:

„Komm, Edward, nun aber auch weg mit den Wolken von Deiner Stirn; der Himmel und unsere treuen Freunde nehmen sich unserer an, laß uns nun auch stark sein und auf sie bauen, wie konnten wir

denn an ihnen zweifeln? Komm, weg mit den Thränen, es wird Alles gut werden."

„Du süßes, einziges Weib, wie soll ich Dir jemals Deine Liebe vergelten! Ja, laß uns hoffen und glauben; wenn der Himmel mir nur Dich und die Kinder läßt, alles Andere mag er mir nehmen und ich bin der reichste, der glücklichste Mensch auf Erden!"

Bald war das Licht der Lampe erloschen, der Gott des Schlummers nahm die, mit neuer Hoffnung belebten Gatten in seinen barmherzigen Arm und ließ sie in erquickender Ruhe vergessen, daß sie noch hinter Schloß und Riegel schliefen und von einer Bande von Gaunern bewacht wurden.

Auch in der bescheidenen Wohnung des alten Power war heute Nacht Glück und Freude eingekehrt: der Pflanzer saß mit Franval und mit der Gattin noch spät an dem schweren aus Eichenholz gezimmerten Tisch und blies lachend und scherzend dicke Dampfwolken aus seiner Pfeife in die Luft, schlug bald das eine, bald das andere Bein über und schwur, indem er die Faust frohlockend und jubelnd auf den Tisch donnerte, daß es der größte Spaß seines Lebens sein würde, das Gesicht des Schurken Hunter's zu sehen, nachdem derselbe Kunde von Lincoln's Befreiung erhalten haben werde.

„Wie wird der Kerl toben, wenn ihm der herrliche

Verdienst entgangen ist, und er noch obendrein die Kosten zahlen muß! Und daß die nicht unbedeutend sein werden, dafür wird sein Freund Frazier schon sorgen. Einen Hauptspaß giebt es noch zwischen Rouser und seinen saubern Kameraden, denn diese werden nicht einen Cent von den viertausend Dollar zu sehen bekommen!" sagte der Pflanzer lachend und setzte dann ernst hinzu: „das Recht trägt doch zuletzt immer den Sieg über die Schlechtigkeit davon."

„Gott gebe es, daß Alles gut gehe," fiel Franval ein. „Jedenfalls muß die Befreiung ausgeführt werden, ehe der Mond aufgeht und je früher es geschieht, desto mehr Zeit haben wir, Lincoln und die Seinigen weit genug von hier zu entfernen; denn, wird seine Flucht bekannt, so wird man Alles daran setzen, seiner wieder habhaft zu werden."

„Das hat Nichts zu sagen, sein und Rosiana's Pferd sind beide brave Thiere und ich habe sie hier bei mir gut gepflegt, sie können jetzt schon etwas Ungewöhnliches leisten. Den alten Yeddo, den Lincoln jedenfalls mitnehmen wird, versorge ich mit einem tüchtigen Gaul und gebe ihm noch ein gutes Handpferd dazu, für den Fall, daß einem der Thiere Etwas zustößt. Das giebt einmal wieder einen scharfen Ritt, Freund Franval, wie man ihn an der Frontiere gewohnt

ist. Schade nur, daß ich ihn nicht mitmachen darf, ich muß hier bleiben, um den Verdacht von der rechten Spur abzuwenden," entgegnete Power.

„Sie müssen auch morgen zeitig einen Boten zu Lane senden, damit er sofort hierherkommt. Ich muß ihm Vollmacht geben, Lincoln's Eigenthum zu verkaufen," bemerkte Franval.

„Ich werde Alles für die Bequemlichkeit zur Reise der lieben Rosiana und ihrer Kinder bereit halten und die Sachen so verpacken, daß sie das Handpferd leicht tragen kann. Die Reise wird der lieben Frau beschwerlich erscheinen; es gilt ja aber ihr ganzes Lebensglück," sagte Madame Power theilnehmend.

„Ich glaube, Mutter, Dir würde selbst jetzt noch der Ritt eine Kleinigkeit sein. Du warest aber auch eine brave Frontieremansfrau. Wie manchmal haben wir unter Gottes freiem Himmel übernachtet," fiel der Pflanzer ein und klopfte der Gattin liebevoll auf die Schulter. Dann fuhr er, zu ihr gewandt, fort: „Ich dächte, Frau, Du machtest uns ein Glas kalten Whiskypunsch. Zum Teufel, während der letzten Tage hat mir Nichts schmecken wollen; dieser Schurke Hunter hatte mir den Appetit verdorben."

Lächelnd erhob sich die Matrone und eilte hinaus, um dem Wunsche ihres Gatten nachzukommen, dessen

frohe Laune ihr so wohl that; hatte doch die Veranlassung zu seiner Fröhlichkeit auch ihr eigenes Herz so hoch beglückt.

Erst gegen Mitternacht erhoben sich die beiden Alten mit ihrem Gaste, um sich zur Ruhe zu begeben. Power trat in die Thür des Hauses, in welche jetzt das helle Licht des Mondes eindrang, stemmte die Arme in die Seiten und sagte hinausschauend zu Franval:

„Die große Laterne wird Ihnen auf Ihrem Ritt gute Dienste leisten, Sie können die Gäule frisch auftreten lassen. Es ist doch von Wichtigkeit, daß Sie in der ersten Nacht ein gutes Stück Weges zurücklegen. Wenn nur der Kerl, der Rouser, die Sache bald ausführt, damit sie noch den Mondschein benutzen können.

„Machen Sie sich keine Sorge," entgegnete Franval, es hat lange nicht geregnet, die Straße ist steinig und fest und wird außerdem so viel benutzt, daß es schwer halten sollte, unsere Fährten zu erkennen. Ich reite so lange auf den Tag, als die Gäule aushalten wollen und dann verlasse ich den Weg auf hartem Grund, reite hier und da einmal in einem Bache fort und suche mir dann irgendwo im Walde ein Versteck. Ich bin ein so guter Indianer, als der beste Comanche. Sie sollen uns wohl nicht finden. Und im Nothfalle

verlassen wir uns auf unsere Waffen. Es ist leichter, sich vertheidigen, als angreifen."

Mit einem herzlichen Händedruck schieden die Alten von ihrem Gaste und die Sonne fand sie am folgenden Morgen sämmtlich noch in süßer Ruhe. Der heutige Tag verstrich ihnen sehr langsam, denn mit Sehnsucht warteten sie auf den Abend, der ihnen nähere Bestimmungen über die Befreiung der Freunde bringen sollte. Schon früh war der Bote nach R.... an den Advocaten Lane abgesandt, dann war Power mit Franval in die Stadt gegangen, wo sie eine schwere Doppelflinte und ein Paar Pistolen gekauft hatten, um den Neger Yeddo für die Reise damit zu bewaffnen, und noch vielerlei Gegenstände waren von ihnen eingekauft worden, die während des langen Rittes benutzt werden sollten. Den Nachmittag verbrachten sie nach Landesbrauch sich ruhend unter der schattigen Veranda vor dem Hause, wo der Pflanzer für sich und seinen Gast ein Paar Büffelhäute als Lagerstätten ausgebreitet hatte, denn die letzten Tage des Monats Juni machten sich durch eine tropische Hitze bemerkbar. Endlich versank die Sonne, die kurze Dämmerung wich der tiefen Dunkelheit, die dem Aufgang des Mondes voranzugehen pflegte, und Power und Franval eilten nun mit Ver-

langen nach der ersehnten weiteren Mittheilung Rouser's der Stadt zu.

Sie waren wohl eine halbe Stunde auf dem Platze vor dem Gerichtsgebäude um sich spähend auf und abgegangen, als Franval's scharfer Blick weit hin durch die Dunkelheit die Riesengestalt Rouser's erkannte.

„Dort kommt er endlich," sagte er und schritt mit Power rasch dem Nahenden entgegen.

„Nun, Rouser, wann sollen wir Euch die viertausend Dollar auszahlen?" sagte Power, indem er demselben die Hand reichte.

„Lieber heute, wie morgen," entgegnete dieser, Beiden die Hand schüttelnd. „Ich werde mich aber noch einige Tage geduldigen müssen. Am vierten Juli, dem Festtage aller Amerikaner, wollen wir die Maus aus der Falle lassen; eine bessere Gelegenheit kann uns nicht geboten werden. Ich werde dafür sorgen, daß ich mit meinen Kameraden ein spätes Festessen bekomme und daß es dabei nicht am stärksten Trunk fehlt. Wenn sie dann im besten Geschmack sind und die Dunkelheit einbricht, opfere ich mich für sie auf und übernehme die Wache allein. Sie werden gern darauf eingehen, um fortzutrinken, weil sie wissen, daß mir Niemand die Gefangenen gegen meinen Willen entführt; und dann ist's Zeit. Gegen neun Uhr ist der Käfig leer und

ihre Freunde haben eine lange Nacht vor sich, denselben so weit, als möglich, hinter sich zurückzulassen; denn das kann ich Ihnen sagen, am nächsten Morgen wird es Pferdeknochen kosten, um sie wieder einzuholen."

„Der Plan ist gut, sechs Tage sind aber eine Ewigkeit für Lincoln," entgegnete Franval. „Habt Ihr denn meinen Brief besorgt?"

„Der ist richtig an meinem Ladestock in das Haus gewandert und von schöner Hand empfangen worden," erwiederte Rouser.

„Ihr müßt mir heute wieder ein Paar Worte an Lincoln besorgen," sagte Franval.

„Sehr wohl," versetzte Rouser, „doch nun wegen der Hauptsache: wann und wo empfange ich das Geld?"

„Das zahl ich Euch aus, Rouser, doch erst dann, wenn ich annehmen kann, daß die Flüchtigen in Sicherheit sind. Wir wollen den zwölften Juli dazu bestimmen; sind sie bis dahin nicht zurückgebracht, so werdet Ihr viertausend Dollar aus meiner Hand in meinem Hause empfangen. Mein Wort wird Euch ja wohl gut dafür sein?" entgegnete der Pflanzer.

„Vollkommen gut," sagte Rouser, „es ist aber eine verdammt lange Zeit; denn ich werde mich verschwinden lassen und mich heimlich in der Gegend aufhalten müssen. Meine Herren Collegen möchten mir

unangenehm werden, und der Herr Doctor Hunter wird Nichts sparen, dieselben schnell beritten zu machen. Ich kann Ihnen sagen, es wird eine heiße Jagd geben. Hier schwieg Rouser einige Augenblicke, wie in Gedanken versunken, dann setzte er halblaut hinzu: „Wären wir den Doctor los, dann hätte die Bande ihren Kopf verloren.“

„Wie wäre es, Rouser, wenn Ihr Lincoln selbst begleitet und, nachdem Herr Franval Euch verabschiedet hätte, zu mir kämet, um das Geld zu empfangen. Er könnte Euch ja ein Paar Worte schriftlich an mich mitgeben,“ sagte Power.

„Das wird wohl am Besten sein. Sorgen Sie nur für Waffen für Herrn Lincoln.“

„Ich habe dessen eigne Waffen im Hause und auch Flinte und Pistolen für den alten Yeddo, der ihn begleiten wird; derselbe ist ein guter Jäger.“

„Dann soll's schon gehen, auch wenn sie uns einholten. Mit dem Doctor aber würde alle Gefahr sofort beseitigt sein,“ antwortete Rouser sinnend, als Franval ihm in die Rede fiel, ihm sagte, er wolle einige Worte an Lincoln schreiben und wieder nach dem Lichte eines Fensters eilte, während Power und Rouser das Gespräch fortsetzten.

Franval theilte Lincoln mit, daß seine Befreiung

auf den vierten Juli festgesetzt sei und übergab Rouser nach wenigen Minuten das Schreiben zur baldigen Beförderung.

Es wurde nun verabredet, daß Franval oder Power jeden Abend um diese Zeit sich hier auf dem Platze einfinden solle, um etwaige nöthige Mittheilungen mit Rouser auszutauschen. Dieser erbat sich noch einige Dollar Taschengeld, welche ihm bewilligt wurden und dann schieden sie bis auf Wiedersehen am folgenden Abend.

In Power's Hause war von jetzt an Alles in größter Geschäftigkeit, um die Vorbereitungen für die Flucht Lincoln's zu treffen, obgleich dieselben ja nur sehr wenig Anstrengungen erforderten. Das Verlangen aber, den Freunden persönlich hülfreich zu werden, hielt Power und seine Frau, sowie Franval fortwährend in gleicher Thätigkeit: die Pferde wurden einer besondern Aufmerksamkeit unterworfen, sie wurden neu beschlagen, Morgens und Abends in dem Strome gebadet und in die offene Weide gebracht; das Sattelzeug wurde nachgesehen und ausgebessert, die Waffen wurden in Stand gesetzt, geprüft und gereinigt, und die Munition in Bereitschaft gebracht. Madam Power bereitete selbst einen Vorrath von hartgebackenen kleinen Brödchen, füllte gebrannten und gemahlenen Kaffee,

Zucker, Pfeffer und Salz in trockene Blasen, suchte die größten unter ihren wollenen Decken hervor, fügte für Rosiana noch ein Kopfkissen bei und legte alle die vielen Kleinigkeiten, die sie derselben auf die Reise mitgeben wollte, zusammen. Alles wurde in zwei Ballen gepackt und dieselben wiederholt versuchsweise dem Handpferd aufgelegt. Einen ganzen Tag brachte Franval mit dem Advocaten Lane zu, um ihm die Papiere Lincoln's zu übergeben, ihn in dessen Interesse zu instruiren und ihm die nöthigen Vollmachten auszustellen, damit derselbe das Eigenthum Lincoln's verkaufen und den Erlös daraus zu seiner spätern Verfügung halten könne.

XVI.

Während der Zeit nun, daß Lincoln's Freunde für diesen thätig waren, machte man in der Stadt großartige Vorbereitungen für die Feier des Tages der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, des vierten Juli, dem einzigen eigentlichen Festtage der Amerikaner. Es wurden auf freien Plätzen Tribünen erbaut, von denen die Redner zum Volke sprechen wollten, allenthalben wurden Masten aufgerichtet, um an ihnen ungeheure Flaggen zu entfalten, und an vielen Orten erbaute man lange, auf Ständern ruhende Sonnendächer, um die Festessen unter ihnen zu halten. Zwei Kanonen wurden geputzt und zum Gebrauch hergerichtet und Jedermann versorgte sich mit Pulvervorrath, um den anbrechenden Festtag mit Freudenschüssen zu begrüßen.

Aber wohl Niemand in der Stadt und im Lande sah mit solchem Verlangen, solcher Sehnsucht dem Erscheinen dieses Tages entgegen, als Lincoln und Rosiana und in keinem Herzen wurde der Kanonen- und Gewehr-

donner so jubelnd und freudig bewillkommnet, als in den Herzen dieser beiden Schwergeprüften, da endlich der Morgen des vierten Julius graute.

Bald war die ganze Einwohnerschaft der Stadt in Bewegung, laute Hurrah's schallten von allen Seiten durch die Straßen, die Häuser wurden mit Laub und Guirlanden geschmückt und die amerikanischen Farben wehten auf unzähligen Flaggen dem nahenden Festtage entgegen.

Die Trink- und Wirthshäuser füllten sich schnell, Washington und die Freiheit Amerika's waren die Toaste, die allenthalben ausgebracht wurden und Alt und Jung, Reich und Arm stimmte in den allgemeinen Jubel ein.

Vor einem Trinkhause, dem Gerichtsgebäude gegenüber hatte sich die Schaar Rouser's versammelt und er selbst feuerte sie zur Heiterkeit an, indem er schwur, sie sämmtlich heute frei zu halten. Er trank ihnen Allen zu und lud sie ein, beim Festessen seine Gäste zu sein.

Von allen Seiten zogen die Bewohner der Umgegend in die Stadt, um den Feierlichkeiten des Tages beizuwohnen. Gegen eilf Uhr schaarte sich das Volk auf dem Platze vor dem Gerichtsgebäude, ein Advocat hielt aus einem Fenster desselben eine Rede zu Ehren des Tages und dann reihten sich die Männer in

einen Festzug, der sich unter klingendem Spiel und Kanonendonner, und überweht von hundert Flaggen feierlich in Bewegung setzte. Man zog hinaus vor die Stadt, wo die Tribünen erbaut waren, um dort die Festreden zu hören. Trotz der glühenden Strahlen der Mittagssonne und nur hier und dort durch einzeln stehende Bäume gegen dieselben geschützt, verharrte die begeisterte Volksmenge bei ihren Rednern und feuerte dieselben durch stürmischen Beifall und donnernde Hurrahs immer wieder von Neuem an, den Segen der Freiheit zu verkünden. Erst nach drei Uhr zog die Volksmasse wieder nach der Stadt zurück, um nun an den vielen reichbesetzten Tafeln, die theils in den Gasthäusern, theils im Freien unter den errichteten Sonnendächern ihrer harrten, sich zu versammeln und in brüderlicher Gleichheit und Einigkeit die Festgelage zu begehen. Lauter Jubel und Gläserklang folgte den unzählichen Toasten, die mit Begeisterung ausgebracht wurden, und die Nationalmelodieen mischten sich mit dem Donner der Geschütze. Unbegrenzte Heiterkeit und Frohsinn herrschte in allen Theilen der Stadt und nirgends wurde die Freude durch ein böses Wort gestört.

Power nahm den Ehrenplatz an einer der unabsehbaren Tafeln im Freien ein und wurde im Ausbringen von Toasten durch Franval häufig unterstützt; der Doctor

Hunter, sein Gefährte Griffin und Advocat Frazier aber waren während des ganzen Tages unter den Fröhlichen nicht zu erblicken.

Der Tag neigte sich, die Sonne versank und Tausende von Lichtern verdrängten die eingetretene Dunkelheit, während der Jubel sich allenthalben mehrte und die reichlich genossenen geistigen Getränke ihre Wirkung auf die Gemüther der fröhlichen Begeher des Festes geltend machten.

Besonders auffallend zeigte sich diese Wirkung an einem Tisch, der in dem Hofe eines Wirthshauses zweiten Ranges stand, um welchen Rouser mit seinen Gefährten und noch einige zwanzig ihrer Freunde versammelt waren. Der Madeira und Portwein, der beim Beginnen des Essens hier credenzt wurde, war schon lange durch stärkere Getränke verdrängt worden, und der real stuff, (der ächte Stoff) wie der Amerikaner sagt, Branntwein, hatte sie ersetzt. Der Geist dieses Trankes war deutlich auf den um den Tisch versammelten Männern zu erkennen. Sie hatten ihre Röcke ausgezogen und hingen in den verschiedensten ungezwungensten Lagen auf ihren Stühlen. Zerbrochene Teller, Gläser und Flaschen lagen auf dem Tisch und im Hofe umher und von Zeit zu Zeit machte der Faustschlag eines dieser Festesser die noch gefüllten Gläser und die Lichter auf dem

Tische tanzen. Die glühenden Gesichter, die stieren gläsernen Blicke und die schwerfällige Sprache dieser Fröhlichen bezeugten, daß sie den Höhenpunkt ihrer Begeisterung schon lange überschritten hatten und die wilden Flüche, die sie ausstießen, bekundeten nur noch ein Aufflackern ihrer geistigen Fähigkeiten. Nur an Rouser war keine Spur von Hinfälligkeit zu bemerken, im Gegentheil, seine Nerven schienen ganz ungewöhnlich gespannt zu sein. Auch er sang, tobte und fluchte und schlug auf den Tisch, daß die Lichter wankten, aber seine Augen glänzten und blitzten voll Entschlossenheit und seine Blicke wanderten von einem seiner Gefährten zum Andern, als prüfe er, wie nahe dieselben sich einer gänzlichen Bewußtlosigkeit befänden. Mit dem Wirth schien er in vollem Einverständniß zu sein, denn er gab demselben oft mit den Augen Zeichen, die leeren Gläser zu füllen und die Gäste durch einen lustigen Toast zum Trinken aufzufordern.

Plötzlich sah Rouser nach der Uhr, schlich sich von dem Tisch hinweg, gab dem Wirthe noch einen Wink, den Stuhl dort statt seiner einzunehmen und eilte durch das Haus in die Straße hinaus.

Bald darauf schlug es neun Uhr; der laute Lärm, der während des ganzen Tages die Stadt durchtönt hatte, war verstummt und nur in der Nähe der Fest-

gelage und der Trinkhäuser vernahm man noch die Stimme der Nachfeier. In der Umgebung des Gefängnisses aber herrschte Todtenstille, es brannte kein Wachtfeuer in dessen Nähe und der Lichtschein, der bisher stets noch spät in der Nacht zwischen dem Gebälk hervordrang, war erloschen. Nur die langsame Bewegung einer dunkeln Riesengestalt, die in gemessenem Schritt neben dem Gefängniß auf und niederging, gab diesem öden verlassenen Orte einen Schein von Leben. Diese Gestalt war Rouser, der neben dem Blockhaus hin und herschritt und von Zeit zu Zeit stehen blieb, als lausche er den fernen, immer mehr verhallenden Tönen des Festes, als spähe er durch die Dunkelheit nach einer Bewegung.

Während er aber dort auf und abschritt, waren zwei Augen auf seine colossale Gestalt gerichtet, die von dem äußersten östlichen Ende des wüsten Platzes her nach ihm schauten. Dort stand der Doctor Hunter und blickte den Hügel hinauf, auf dessen Höhe er das Gefängniß und daneben den Wächter, wie schwarze Silhouetten gegen den nächtlichen Himmel erblickte.

Plötzlich stand Rouser still, er horchte, er beugte sich tief an die Erde, um über die Fläche des Platzes gegen den Himmel sehen zu können, dann hob er sich

rasch auf, trat nahe an das Gefängniß und rief mit leiser Stimme durch eine Oeffnung hinein:

„Machen Sie sich fertig, Herr Lincoln, sie kommen.“

Wenige Augenblicke später naheten sich von der Westseite des Platzes her drei Männer mit eiligen Schritten dem Blockhaus und Power, Franval und der Neger Yeddo wurden von Rouser bewillkommnet.

„Nun rasch — gieb mir die Axt Yeddo, hier darf nicht Viel gehämmert werden,“ sagte er, indem er dem Neger die schwere Axt aus der Hand riß, sie sausend durch die Luft schwang und mit solcher Gewalt auf das Schloß der Gefängnißthür schmetterte, daß diese in ihren Fugen krachte; ein zweiter und ein dritter Hieb, die Thür flog weit in ihren Angeln auf, und Lincoln und Rosiana mit ihren Kindern auf den Armen stürzten heraus.

In demselben Augenblicke ertönte der Ruf „Hülfe, Räuber!“ in nicht großer Entfernung, und Doctor Hunter kam über den Platz herangestürzt.

„Du kommst mir eben recht!“ sagte Rouser mit unterdrückter Stimme, indem er einen Strick aus seinem Rock hervorzog und sich eben so schnell nach den Fliehenden umwandte und ihnen nachrief: „Fort — fort!“

Franval hatte Lincoln den Knaben, und Power dessen Frau die Tochter abgenommen, und fort flogen

sie, so schnell die Füße der Mulattin dieselbe zu tragen vermochten über den Platz den Kornfeldern zu, die sich mit ihrer andern Seite an den Fluß lehnten. Yeddo hatte im Augenblick ein Gefach der Einzäunung niedergeworfen, alle eilten durch das Kornfeld und erreichten bald den Pfad, der an dem Strom hinauf zu Powers Wohnung führte.

„Nun aber langsam", stöhnte der Pflanzer, als sie in den Wald traten. „Beim Himmel, habe ich doch gelaufen, wie ein Kerl von achtzehn Jahren. Wir haben Zeit und nichts mehr zu fürchten. Ich glaube, Rouser hat dem Schurken Hunter das Maul gestopft, denn er war's, der Hülfe schrie. Wenn er ihm nur die Sprache für immer genommen hat!"

Rosiana war sehr erschöpft und mußte den Arm ihres Gatten nehmen, um sich an ihm zu führen. Sie waren sämmtlich außer Athem und folgten langsam dem dunkeln Pfade durch den Wald, als plötzlich eilige Tritte hinter ihnen hörbar wurden, sie schnell alle zur Seite in die Büsche traten und die Männer ihre Revolver zogen und spannten.

„Das ist Rouser, bei Gott, kein Anderer," sagte Power lachend und trat wieder in den Pfad, als Jener mit stampfendem Tritt herangestürzt kam.

„Alles sicher! nun vorwärts, wir müssen die

Nacht benutzen," sagte er und schritt auf dem Fußpfad voran.

„Wie seid Ihr mit dem Schurken fertig geworden? Er schrie ja Hülfe und Räuber," sagte der Pflanzer, indem er Rouser folgte.

„Wir haben uns zu beiderseitiger Zufriedenheit verständigt. Ich denke, er wird nun die Sache auf sich beruhen lassen," entgegnete Rouser und biß im Gehen Etwas von einem Stück Kautaback ab.

Bald hatten sie wohlbehalten die Wohnung des Pflanzers erreicht, dessen Frau empfing Rosiana unter Freudenthränen in ihren Armen, Lincoln fiel bald Franval, bald Power an die Brust und die Freude, der Dank wollte kein Ende nehmen.

In dem Wohnzimmer stand ein Abendessen aufgetragen, dorthin führte Madame Power nun die geretteten Freunde und sie mußten ihr den Gefallen thun und sich für den bevorstehenden langen Ritt stärken.

Während dem waren die Pferde auf den Platz hinter dem Hause geführt, Power selbst sah bei dem Lichte einer Laterne noch einmal das Sattel- und Zaumzeug nach und dann folgte er der Mahnung Rouser's und forderte dringend zum Aufbruch auf. Es war ein rührender, herzergreifender Abschied, den Lincoln's von den biedern alten Leuten nahmen und nicht weniger

innig und dankbar sagte Franval ihnen Lebewohl. Die Trennung war schwer, nochmals wurden die Kinder geherzt und geküßt und dann halfen die Männer Rosiana ihr Pferd besteigen. Auch Lincoln und Franval sprangen in die Sättel, Power hob die kleine Virginia zu ihrem Vater auf das Pferd und dann den Knaben zu Franval, denn Henry hatte erklärt, er wolle mit diesem Onkel reiten. Auch Rouser war zu Roß, so wie Yeddo, der das Handpferd leitete. Noch ein herzinniges Lebewohl und dahin zogen die Geretteten, die Glücklichen, von dem Freunde geführt, um bei ihm in seiner Wildniß für den Augenblick einen sichern Ruheort zu suchen.

Mit dem ersten Grauen des folgenden Morgens wurde die Stadt B...... durch eine überraschende Kunde in allgemeine Aufregung und Bewegung gesetzt, durch die Nachricht nämlich, daß Lincoln mit den Seinigen in vergangener Nacht aus dem Gefängniß entflohen sei und daß man in demselben den Doctor Hunter an einem Strick aufgehangen gefunden habe. Alles strömte hinauf nach dem Blockhaus, um sich selbst von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen und zugleich den Leichnam des allgemein verhaßten Doctors zu sehen.

Die Theilnahme und Freude über die Befreiung der Gefangenen sprach sich laut allenthalben aus und ihr gerichteter Verfolger wurde noch im Tode verhöhnt

und beschimpft. Zugleich wurde aber auch die Ueberzeugung ausgesprochen, daß der verschwundene Rouser diese That vollbracht habe und mancher lächelnde bedeutsame Blick wurde Power von seinen Freunden zugesandt, der deutlich verrieth, daß man in ihm den Befreier der Unglücklichen preise und ehre.

Das Gericht nahm sich allerdings, wie es seine Pflicht war, der Sache an, doch sehr saumselig und erst am zweiten Tage darauf wurden einige Männer auf Kundschaft ausgesandt, um die Spur der Flüchtigen sowohl, als die Rouser's zu entdecken. Power hatte im Auftrage Lincoln's eine Zusammenkunft mit dem Advocaten Frazier und mit Griffin und machte denselben ein hohes Gebot, um Morna, die Mutter Rosiana's von ihnen zu kaufen, unter dem Vorwande jedoch, daß er sie für sich selbst als Hausdienerin zu haben wünsche. Sein Gebot wurde aber nicht berücksichtigt und Griffin reiste mit Morna nach Richmond zurück, um die Negerin der Wittwe Hunter wieder zuzustellen. Die beiden Negermädchen, die Sclavinnen Lincoln's, ließ dieser bei Power zurück, und es war der Advocat Lane durch Franval beauftragt, denselben Freiheitsbriefe auszustellen.

XVII.

Die Fliehenden hatten ihre Pferde während der ganzen Nacht zu möglichster Eile angetrieben, welche durch die Dunkelheit der ersten Stunden allerdings sehr gemäßigt wurde; als aber der Mond aufgestiegen und die Straße in dessen hellem Lichte deutlich zu erkennen gewesen war, hatten sie die Thiere in einen flüchtigen Trab gesetzt und sie beinah fortwährend darin gehalten, bis das Morgenroth den Himmelsrand im Osten färbte. Sie hatten einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, auch selbst wenn man ihnen früh am Morgen nacheilen sollte und ließen die Pferde jetzt im Schritt die Reise fortsetzen; denn dieselben waren im hohen Grade erschöpft. Es wurde ihnen nur Zeit gegeben, in den Bächen, die sie überschritten, ihren Durst zu löschen, dann aber mußten sie wieder vorwärts schreiten, wozu man sich bald genöthigt sah, sie durch Sporn und Peitsche anzutreiben. Die Sonne wurde immer drücken=der, und mit Verlangen schauten die Reisenden nach

jedem vor ihnen sichtbar werdenden Gehölz, in der Hoffnung, dort im Schatten der Bäume frischere Luft zu athmen. Der größere Theil des Weges aber war den Sonnenstrahlen ausgesetzt, und es würde Rosiana und den Kindern wohl kaum möglich gewesen sein, deren Gluth zu ertragen, hätte nicht die liebevolle Sorgfalt der Madame Power auch hieran gedacht und Lincoln, so wie dessen Gattin und Franval mit großen baumwollenen Regenschirmen versorgt. Erst gegen Mittag erreichten sie einen größeren zusammenhängenden Waldstrich und hielten in dessen schattigem Dunkel ihre ermüdeten Pferde an einem krystallklaren Bache an, um ihnen Zeit zum Verschnaufen zu geben. Regungslos standen die Thiere in der kühlen Fluth und ließen ihre staubbedeckten Nüstern von deren Wellen umspülen, während der Schweiß von ihrem Körper rieselte. Bald aber gab Franval wieder das Zeichen zum Aufbruch und lenkte nun, von seinen Gefährten gefolgt, seinen Hengst in dem Bache hinauf, so daß die Huftritte der Thiere durch das Wasser jedem Auge entzogen wurden. Es war nicht ohne Schwierigkeit, dieser Wasserstraße zu folgen, denn bald erschwerte großes, von den Wellen überschwemmtes Gestein das Vorwärtsschreiten der Pferde, bald waren es riesige, von den himmelhohen Bäumen herabhangende Ranken, die den Reitern den Weg versperrten, bald hingen die

Gesträuche und kolossalen Wasserpflanzen von dem eingeengten Ufer über die klare Fluth und hemmten den Durchgang. Rouser aber und Franval ritten voran und bahnten mit ihren scharfen schweren Jagdmessern den Weg. Wohl eine halbe Stunde lang waren sie, ohne die Ufer zu berühren, dem Bache seitwärts von der Straße in den Wald hinein gefolgt, als sie einen Platz erreichten, wo der Strand mit schwerem Kies bedeckt war. Jetzt führte Franval seine Gefährten aus dem Wasser und über das Steingeröll in eine dunkele Cederndickung und wieder aus derselben hervor auf eine Blöße im Holz, die mit üppigem hohen Grase bedeckt war. Hier endlich wurde den ermatteten Thieren ihre Bürde abgenommen und sie wurden, an langen Stricken befestigt, in das Gras gebunden, um sich zu neuen Anstrengungen für den Abend zu stärken.

Auch die Reisenden gaben sich nun im schwellenden Grase der Ruhe hin, für Rosiana und die Kinder breitete man wollene Decken aus und bald flackerte ein kleines Feuer lustig auf, bei welchem Kaffee bereitet und geräucherter magerer Speck gebraten wurde. Sie waren so weit von der Straße entfernt, daß sie keinen Ton der auf derselben hin- und herziehenden Reisenden hören konnten und wurden dadurch von der Gefahr befreit, daß das etwaige Wiehern eines der Pferde die

Aufmerksamkeit von der Straße her auf sie ziehen könne. Nach eingenommenem einfachen Mahl versanken sie sämmtlich in einen erquickenden Schlaf, der namentlich Lincoln und Rosiana wohlthuend umfing; es war ja der erste Schlummer seit ihrer Befreiung, und statt des vermoderten Gebälks und verwitterten Schindeldachs des Gefängnisses umgab sie das frische saftige Grün des Waldes, überwölbte sie der heitere blaue Himmel. Nur Rouser hatte sich fortbegeben und zwar zu der Straße zurück, wo er sich in deren Nähe, in dichten Büschen verborgen, lagerte und aufmerksam beobachtete, wer auf der Straße vorüberzog. Die Sonne war im Versinken und das feurige Roth des Abendhimmels glühte und blitzte durch den dichten Wald, als Rouser zurück zu dem Lager kam und die Ruhenden aus ihrem sanften Schlafe weckte. Schnell ward aufgebrochen, die Pferde waren bald gesattelt und bestiegen, sie wurden zu der Straße zurückgelenkt und nun ging's wieder im Trabe auf derselben hin, bis die Dunkelheit der Eile abermals Fesseln anlegte. Wieder wurde die ganze Nacht zu Pferde hingebracht, so wie auch noch ein Theil des folgenden Morgens, um die zurückgelegte Entfernung möglichst noch zu vergrößern, und wieder ruheten sich die Reisenden und ihre Thiere bis zum einbrechenden Abend in einem kühlen schattigen Versteck

des Waldes. So zogen sie dahin während sieben Nächten und mit jeder Tagesrast minderte sich die Sorge, durch Verfolger überrascht zu werden. Die Straße wurde mit jedem Tage einsamer, die Niederlassungen an derselben seltener und zuletzt ritten die Reisenden oft stundenlang, ohne ein anderes Zeichen der Cultur zu erblicken, als den roh angelegten Weg, der nur eine Verbindung zwischen den einzeln liegenden Ansiedelungen zu sein schien.

Franval erschien nun mit dem Land und mit dessen wenigen Bewohnern immer bekannter; wenn er mit seinen Gefährten bei einem der einsamen Blockhäuser anhielt, um einen frischen Trunk sich zu erbitten, bewillkommnete man ihn mit herzlicher Freundlichkeit, nannte ihn bei Namen und fragte ihn dringend, ob man mit diesem oder jenem dienen könne. Am sinkenden Abend erreichten die Reisenden bei einbrechender Nacht eine ziemlich bedeutende Ansiedelung, von deren Bewohnern Franval mit großer Freude und Herzlichkeit begrüßt wurde, und hier beschloß er, mit seinen Gefährten die Nacht in Ruhe hinzubringen, da er nun keine Verfolgung von der Stadt B...... her mehr befürchtete. Auch erklärte er Rouser, daß dessen Geleit nun nicht mehr nöthig sei und derselbe am folgenden Morgen seinen Rückweg wieder antreten könne. Diese

Ansiedelung lag nur noch drei leichte Tagereisen von Franval's Niederlassung entfernt und wurde zu der äußersten Grenze an dem Indianergebiet gezählt, obgleich noch etwa zehn Meilen weiter ein verwegener Pionier wohnte, der aber nur von der Jagd lebte und kein Land, außer einem kleinen Gemüsegarten, bebaute.

Die Bewohner der Ansiedelung waren mit Franval schon seit Jahren sehr befreundet und boten Alles auf, um ihn und seine Gefährten mit der größten Gastfreundschaft zu bewirthen. Die Nacht verstrich in sorgenloser Ruhe, und ehe Franval am andern Morgen zum Weiterreisen aufforderte, schrieb er an den treuen alten Power und benachrichtigte ihn von ihrer glücklichen Ankunft an der äußersten Frontiere. Er bevollmächtigte ihn, dem Ueberbringer des Briefes, Rouser, die von Lincoln's Baarschaft zurückgelassenen viertausend Dollar auszuzahlen und dankte ihm nochmals für alle erwiesene Freundschaft. Auch Lincoln und Rosiana fügten dem Briefe noch Worte ewiger Dankbarkeit und Liebe bei und dann wurde das Schreiben geschlossen und Rouser gegeben, der nun seine Rückreise antrat.

Auch Franval und seine Begleiter waren bald darauf wieder zu Roß, nahmen herzlichen Abschied von ihren freundlichen Wirthen und zogen nun, wie die Schiffer in das offene Meer, in die weite vor ihnen

liegende Wildniß. Wenn Franval nun auch schon seit Jahren mit den Gefahren derselben vertraut war und sie für seine Person wenig mehr achtete, so stiegen jetzt doch im Hinblick auf seine Freunde, namentlich auf Rosiana und ihre Kinder, ernstliche Besorgnisse in seiner Seele auf. Nur erst mit wenigen Stämmen der Indianer, die diese Länder bewohnten und durchzogen, hatte er Frieden und Freundschaft eingegangen, mit den übrigen bei Weitem zahlreichern stand er noch immer auf dem feindlichsten Fuß und wußte, daß sie ihn verfolgen und angreifen würden, wenn sie der Zufall auf die Spur der mit Hufeisen beschlagenen Pferde führen sollte. Er untersuchte darum nochmals die Waffen Yeddo's, ließ denselben in einiger Entfernung hinter Lincoln und Rosiana zurückbleiben und ritt selbst diesen Etwas voraus, um eine nahende Gefahr zeitig gewahren zu können. Der Fahrweg hatte aufgehört und ein, nur von Pferden betretener unscheinbarer Pfad wand sich vor den Reisenden, bald durch hohe Baumgruppen, bald durch sonnversengte Grasflächen, bald über steinige Höhen, bald in sumpfigen Niederungen hin. Im raschen Trabe ging es vorwärts, bis nach einigen Stunden Franval sein Pferd anhielt, seine Freunde erwartete, und ihnen dann in nicht großer Ferne das Dach eines Blockhauses zeigte, welches über

einer Pallisadeneinzäunung hervorsah und von uralten Eichen überschattet wurde. Es war dies das Haus jenes Pioniers, der hier von der Jagd lebte und der nun schon seit einigen Jahren der List und der Gewalt der Indianer Trotz geboten hatte. Bald war die Niederlassung erreicht, Franval ritt an die Pallisaden vor, um sich nach dem Jäger zu erkundigen, erhielt aber von dessen Frau die Mittheilung, daß ihr Mann auf die Jagd geritten sei. Von hier aus war nun jedes Zeichen von Cultur verschwunden, selbst die wenigen Huftritte von Pferden, die man auf dem jetzt eingeschlagenen Büffelpfade gewahrte, entbehrten des Abdrucks eines Hufeisens. Entschlossen aber, die Gefahren und Mühseligkeiten der Reise durch die Wildniß zu überwinden, zogen die Wanderer guten Muthes vorwärts und Rosiana bot Alles auf, durch Heiterkeit und Nichtachtung der Beschwerden den Ernst und die Besorgnisse von den Mienen der Männer zu verscheuchen.

Die Länder nahmen bald einen anderen Charakter an: unabsehbare frischgrüne Grasflächen breiteten sich vor den Blicken der Reisenden aus, in denen hier und dort, wie Inseln in einem Meere, hohe Baumgruppen aufstiegen; die einzelnen, von Waldstrichen bekleideten Flüsse wurden reißender und klarer und am dritten

Tage stiegen in Nordwesten mächtige Gebirgszüge am duftig blauen Horizont auf.

Mit Jubel wurde jetzt schon die Heimath Franval's begrüßt, die am Flusse jener Gebirge lag und noch an demselben Abend zogen die müden Wanderer in Franval's Niederlassung ein. Die aus Holz gezimmerten Häuser, welche auf einem vierzig Fuß hohen schroffen Abhang über einem wildschäumenden Flusse standen, waren in einem weiten Viereck auf den drei Landseiten mit einer vierzehn Fuß hohen, aus aufrechtstehenden Baumstämmen errichteten Wand umgeben, durch welche ein Thor in das Innere führte. Zwei mit Schießscharten versehene Vorbaue standen an den beiden vorderen Ecken und außerhalb dieser hölzernen Festung zog sich in weitem Umkreis eine zweite hohe Einzäunung um dieselbe und lehnte sich mit ihren beiden Enden gleichfalls an das hohe Ufer des Flusses.

Es war schon sehr düster, als Franval mit seinen Freunden sich seinem Wohnorte näherte, man hatte ihn aber bald vom Fort aus erkannt, denn es erschienen drei Männer vor dessen Thor, die ihm mit Tüchern Willkommen zuwinkten, und ein kolossaler Hund kam ihm heulend und bellend entgegengejagt und sprang im Uebermaß seiner Freude an ihm bis auf den Sattel in die Höhe.

Die drei Männer am Thor, die drei Gefährten, welche Franval hierher in die Wildniß begleitet und nun schon seit Jahren abgeschieden von aller Welt mit ihm hier gelebt hatten, begrüßten ihn und seine Begleiter auf's Freundlichste, denn Diese waren die ersten Gäste dieser Art, die jemals in die Niederlassung eingezogen waren.

Franval führte nun seine Freunde in das gemeinschaftliche Haus, welches einen geräumigen Saal und daneben die Küche enthielt, in welchem Ersteren die Colonisten ihre Mahlzeit zu halten und die Abende zusammen zuzubringen pflegten. Rosiana freute sich sehr, als sie die höchst einfache aber nette Einrichtung des Speisezimmers gewahrte, welches einer der Colonisten, ein Schreiner, mit dem Zweck entsprechenden Möbeln versehen hatte, aber namentlich wurde sie durch den Anblick der Küche überrascht, in der ein großer eiserner Sparherd stand, ein Gegenstand, der selbst in kleinen Städten des Westens zu den Seltenheiten gehört.

Sie musterte das Kochgeschirr, die Milchschüsseln und das Butterfaß und konnte es sich gar nicht begreiflich machen, daß vier Männer jahrelang so allein hier hatten leben und Alles so nett in Ordnung halten können.

Nun führte Franval aber seine Freunde in sein

Privathaus und dort erreichte die Verwunderung Rosiana's erst ihren Höhepunkt. Das Haus enthielt nur ein großes Zimmer. Die Wände und die Decke desselben waren mit dunkelbraunen gelockten Büffelhäuten, wie mit einer Tapete überzogen und auf Ersteren prangten neben einem großen Spiegel mehrere kostbare Oelgemälde und Kupferstiche, unter der Decke hing eine schöne Ampel, die ihr mildes Licht durch das Zimmer verbreitete, ein Bett mit hohen polirten Ecksäulen, von denen ein feines Mosquitonetz bis auf den Fußboden herabhing, stand in der einen Ecke des Zimmers, über dasselbe war eine prächtige Tigerhaut ausgebreitet und vor ihm lag die Haut eines schwarzen Panthers. Statt des Teppichs war der Fußboden sauber mit Hirschhäuten benagelt und über dem Sopha war eine riesige schwarze Bärenhaut ausgebreitet. Alle Möbeln im Zimmer waren gleichfalls Fabrikat des Schreiners und glänzend polirt; auf dem Tisch und auf der Kommode stand schönes Kaffee- und Theegeschirr, so wie ein Paar große Vasen, um Blumen aufzunehmen. Ein Bücherschrank und ein Gewehrschrank vollendeten die Ausstattung des Zimmers und die Guitarre, die auf dem Sopha lag, verdrängte den letzten Gedanken an die Wildniß, in der man sich befand.

Rosiana war außer sich vor Freude und Ueber-

raschung, sie richtete ihre großen glänzenden Augen bald hier bald dort hin und fiel zuletzt ihrem Gatten mit den Worten an die Brust:

„Sieh Edward, wo in der weiten Welt könnten wir wohl glücklicher sein, als hier in der Wildniß, fern von dem Wühlen und Treiben der Menschen? Laß auch uns hier unsere Hütte aufschlagen!“

Franval sah sie schweigend an, doch in seinem Blick konnte man lesen, daß er nicht mit Rosiana's so rasch gefaßtem Entschluß übereinstimme, Lincoln aber schlang seinen Arm um die glückliche Frau und sagte lächelnd:

„Wir wollen es erst einmal versuchen, wie es Dir auf die Dauer hier gefällt; unser Freund hat uns ja eine Heimat hier zugesagt.“

Franval erklärte seinen Freunden nun, daß er dieses Zimmer zu ihrer Wohnung bestimmt habe und für sich selbst eine solche in einem ohnedem leer stehenden Blockhause einrichten wolle. Lincoln und Rosiana protestirten zwar eifrig hiergegen, es blieb aber bei der Anordnung und sie mußten dies Haus beziehen.

Einige Wochen verstrichen in den Freuden, welche die Neuheit der Verhältnisse für Lincoln und Rosiana schufen; die Reize, die Pracht der Landschaft, so weit das Auge reichte, von dem flachen Horizont der end-

losen Prairie im Osten bis zu den eisgekrönten, im Purpurduft verschwimmenden Gebirgen im fernen Westen verfehlten nicht, ihren begeisternden Eindruck auf das, für alles Schöne und Erhabene empfängliche Gemüth der Mulattin zu machen; dazu der colossale Urwald an der anderen Seite des Flusses mit seinen Riesenbäumen und dem schwebenden Rankengeflecht, das sich mit bunter Blumenflur von Gipfel zu Gipfel schwang; der Fluß selbst und dessen Brausen und Zischen, mit dem er über mächtige Felsblöcke hinstürzte, das wogende saftige Mosquitogras der wellenförmigen Prairien, aus dem Jahr aus Jahr ein die wundervollsten buntesten Blumen emporsprossen, die Schaaren von Hirschen und Antilopen und zahllose Heerden von Büffeln, die fortwährend auf diesen Flächen weideten, die melodischen Klänge der Metallglocken, welche die Viehheerden Franval's Morgens beim Abziehen und Abends beim Heimkehren ertönen ließen, Alles war für Rosiana neu und entzückend und ihre Bitten wiederholten sich täglich mehr gegen Lincoln, er möge sich hier, so wie Franval es gethan, eine bleibende Heimath gründen. Lincoln wich einer Antwort darauf immer aus, ohne Rosiana den Grund anzugeben, weshalb er nicht darauf eingehen könne, sie war so glücklich, so innig zufrieden und er wollte ihr dieses Glück nicht stören, er wollte ihr nicht

sagen, daß dies Land im Laufe nicht vieler Jahre gleichfalls bevölkert werden, daß es dann einen Staat bilden und dieser Staat ein Sclavenstaat sein würde, in dem die dunkle Hautfarbe eines Menschen ihn aller Menschenrechte verlustig machte.

Eines Abends saßen die beiden Freunde mit Rosiana nach dem Abendessen noch spät vor dem Fort und erquickten sich an dem duftigen, kühlen, leichten Wind, der über die blüthenreiche Prairie zog und die Gluth verscheuchte, womit die Luft sich während des heißen Tages gefüllt hatte. Die Nacht war still, die Sterne funkelten und blitzten am heitern Himmel und über der weiten dunkeln Grasflur schwebten, wie zuckende Feuerströme, die Wolken leuchtender Insecten. Es war eine jener himmlisch schönen südlichen Nächte, in denen das Menschenherz sich weit öffnet und die Pracht, die Herrlichkeit der Schöpfung empfindet; in denen die Seele des Menschen sich zu den fernen blinkenden Welten emporschwingt und durch den endlosen Raum schweifend, die Größe des Schöpfers ahnet. Rosiana sah bald zu dem Sternenhimmel auf, bald ließ sie ihren Blick über das weite unbegrenzte wogende Grasmeer gleiten, sie fühlte sich so leicht, so ungefesselt, noch nie hatte das Gefühl der Freiheit so lebendig ihre Seele gefüllt, es war ihr, als sähe sie die Geister derselben mit den frischen

kühlenden Lüften über diese unabsehbaren offenen Länder ziehn, als könne sie selbst ungehindert mit ihnen dahin schweben. Hochathmend und mit voll schlagendem Herzen saß sie schweigend da und auch ihrem Gatten und ihrem Freunde hatte das Erhabene des Augenblicks die Worte genommen, als plötzlich vor der äußeren Einzäunung mehrere Hunde Franval's grimmig anschlugen und gleich darauf ein durch Mark und Bein dringender Hülferuf erschallte. Es war offenbar der Angriff der Hunde, den dies Nothgeschrei veranlaßte und Franval und Lincoln rannten, so schnell sie ihre Füße zu tragen vermochten, nach dem Kampfplatze hin. Unmittelbar vor der äußeren Einzäunuug gelangten sie zu den drei Hunden, die einen Menschen unter sich liegen hatten und ihn wie rasend hin und her zerrten. Franval und Lincoln rissen die wüthenden Thiere von dem fremden Manne hinweg und erkannten in ihm zu ihrem größten Erstaunen einen Neger, der kaum noch so viel Kraft hatte, sie um Erbarmen anzuflehen. Er wurde schnell in das Fort geleitet, dort in den Speisesaal geführt und niedergesetzt, es wurde ihm Erfrischung gereicht und die ihm durch die Hunde beigebrachten Wunden untersucht und verbunden. Nach und nach erholte sich der Mann und gestand nun, daß er einem Ansiedler an der Frontiere entlaufen sei, weil man ihn nach und

nach habe zu Tode peitschen wollen. Zwei Tage hinter einander, sagte er, habe er die Schläge ausgehalten, in der darauf folgenden Nacht aber sei er entsprungen. Darauf deutete er auf seinen Rücken, und als Franval denselben entblößte, zeigte sich dort zum Entsetzen der Umstehenden nur rohes Fleisch. Franval wandte sogleich Mittel an, um die Schmerzen des Unglücklichen zu lindern und ließ ihm dann ein Lager bereiten.

Lincoln und Rosiana hatten tief erschüttert, aber schweigend zugesehen, und als sie mit Franval in den Hof hinausschritten, fragte Rosiana diesen, wo denn der Herr des Negers wohne?

„Er ist einer meiner nächsten Nachbarn," antwortete Franval und setzte noch hinzu. „Dies Territorium gehört zu den Sclavenstaaten."

Rosiana schwieg, sie bat aber ihren Gatten nicht wieder, sich hier eine bleibende Stätte zu gründen. Der Neger wurde bald wieder hergestellt. Er war mehrere Wochen in der Wildniß umhergeirrt, hatte von Wild und von Früchten gelebt und Abends spät den Lichtschein in dem offenen Thor des Forts erkannt, der ihn hierher geleitet hatte. Seine Büchse war ihm während des Kampfes mit den Hunden entfallen. Click war sein Name, er war ein gutmüthiger ehrlicher Bursche und ein tüchtiger Jäger. Franval fühlte sich gesetzlich

nicht verbunden, dem Herrn des entlaufenen Sclaven denselben zurückzubringen, ebensowenig konnte er angehalten sein, den Neger von sich zu weisen, indem derselbe aller Wahrscheinlichkeit nach den Indianern in die Hände fallen mußte, und so blieb Elick denn im Fort und that willig das Seinige, um durch Dienste daselbst seinen Unterhalt zu verdienen.

Obgleich Lincoln sich an den Geschäften der Colonisten betheiligte und Rosiana sich des Hauswesens zu ihrer Unterhaltung annahm, so wurden sie Beide doch bald inne, daß dies Leben ihnen auf die Dauer nicht zusagen würde, namentlich im Hinblick auf ihre Kinder, deren Ausbildung hier nur auf den Unterricht beschränkt war, den ihnen die Eltern gewähren konnten. Lincoln sah auch ein, daß all seine früheren Anstrengungen und Studien, all sein gesammeltes Wissen hier ohne Nutzen für ihn und die Seinigen war und er sehnte sich bald wieder nach einer Thätigkeit, die seinen Fähigkeiten entsprach. Er beschloß nach einem der nördlichsten Staaten überzusiedeln, wo die Sclaverei aufgehoben war und wählte endlich Boston zu seiner künftigen Heimath. Franval, so leid es ihm auch that, die Gesellschaft seiner lieben Freunde schon so bald wieder entbehren zu müssen, konnte doch nicht anders, als in diesen ge-

faßten Beschluß Lincolns einzustimmen und es wurden die Vorbereitungen zu dessen Abreise getroffen.

Die heißeste Jahreszeit war vorüber, und der Herbst mit seinen erfrischenden kühlen Nächten war eingetreten, als Lincoln mit den Seinigen dem Fort und den drei Colonisten Lebewohl sagte und von Franval, Yeddo und Click begleitet, seine Reise durch die Wildniß nach den nächsten Niederlassungen im Osten antrat, um von dort bald die bequemere Beförderungsweise der Civilisation auf seinem Wege nach Boston zu benutzen.

Ein Jahr später fand Franval nach einem mehrtägigen Jagdausflug bei seiner Rückkehr in das Fort unter andern angekommenen Papieren und Zeitungen eine solche aus Boston, in der er folgenden Artikel las:

„Der aus Louisiana entsprungene und hierher geflüchtete Mulattensclave Anthony, dessen Auslieferung von jenem Staate verlangt wurde und an dessen Proceß man in allen Theilen der Union so viel Interesse genommen hat, ist von dem Obergerichtstribunal dahier freigesprochen worden. Wir verdanken diese Genugthuung den Bemühungen des hier allgemein geachteten hochbegabten Advocaten Edward Lincoln, der sich mit seiner liebenswürdigen Familie seit einem Jahre unter uns niedergelassen hat.“

Die Negerin.

I.

Klar und still blickte der Mond von dem hohen durchsichtigen Aether herab auf Afrika's nördliche sonn-durchglühte Länder, sein Silberlicht lag in Todtenruhe über der endlosen sandigen Wüste der Sahara ausgebreitet und zitterte durch die Palmenhaine von Sudan. Rauschend eilten die Wogen des mächtigen Nigerstromes durch die öden Sandsteppen und durch die heftigen, mit goldigen Früchten und süßduftenden Blüthen geschmückten Wälder, und das Brausen und Schnauben des riesigen Flußpferdes, das Geheul des Leoparden und der Hyäne, das Gebrüll des Büffels, die gewaltigen Stoßrufe des Elephanten und die Donnerstimme des Löwen schallten durch die stille Tropennacht.

Da, wo der Zirmifluß seine krystallklaren Gewässer von Osten her in den Niger ergießt, glänzte und spiegelte sich das Perlenlicht des Mondes auf den tanzenden Wellen und warf einen hellen Atlasschimmer über die sanft auf- und absteigenden grünen Ufer dieser

wildwogenden Ströme, während auf der Landspitze zwischen denselben ein rothes Feuerlicht die schlanken, zum Himmel aufstrebenden Schafte der Palmen, die sich weit über die Wogen hinaus neigten, glühend beleuchtete.

Eine von Tibesty aus der Sahara kommende Karavane hatte sich hier gelagert, und in einiger Entfernung vor dem größten der Zelte, welches aus reichen bunten Teppichen errichtet war, brannte ein Lagerfeuer, dessen rothe Flammen sich flackernd in der dunkeln Rauchwolke aufschlängelten, die durch die balsamischen, lieblich duftenden Harze des verbrennenden Palmenholzes genährt wurde.

Vor dem Eingang des großen Zeltes, welches zwischen mehreren einzeln stehenden Palmen hergerichtet war, und von dort ausgespannten, seidenen Schnüren getragen wurde, ruhte eine hagere sehnigte Mannsgestalt, deren Kleidung den mohamedanischen Kaufmann aus dem Osten dieses Landes erkennen ließ. Die dunkele Olivenfarbe seines scharf geformten magern Gesichts, die finstern Brauen, die sich über der großen gebogenen Nase schlossen, die tief schwarzen sinnenden Augen, der lange schwarze Bart und der dunkelbraune wollene Mantel, der unter seiner turbanartigen Kopfbedeckung hervor über seine Schultern herabhing, Alles

stand mit dem hellen Mondlicht in auffallendem Widerspruch und harmonirte mehr mit der rothen Gluth des Feuerlichts, das sich in den ernsten Augen des Mannes spiegelte. Aus dem breiten Gürtel, der seinen Leib umschloß, sah ein Dolch mit blitzend verziertem Griff und der mit Silber eingelegte Schaft einer langen Pistole hervor, während neben ihm auf dem prächtigen rothen Teppich, auf dem er ruhte, eine lange Flinte und ein breiter türkischer Säbel lag. Unter seinem linken Arm, auf den er sich stützte, lag ein rothsammetnes Kissen mit schweren goldnen Quasten und mit seiner Rechten hielt er die dicke abgerundete Bernsteinspitze des langen Rohrs seiner Pfeife vor seine dünnen Lippen, sog mit unverkennbarem Wohlbehagen den Rauch aus derselben ein, und blies ihn dann in weiten Ringeln von sich in das flackernde Licht des Lagerfeuers. Neben ihm auf dem reichen Teppich, und zwar mehr zu seinen Füßen lag eine üppig schöne weibliche Gestalt, deren dunkele Hautfarbe in dem Feuerlicht als ein tiefes glühendes Rothbraun erschien. Ihre ganze Kleidung bestand in einem scharlachrothen wollenen Gewand, welches um ihre Hüfte geschlungen war, und ihr Schmuck in goldenen und silbernen Armbändern, einer Perlenschnur um den vollen Nacken und einem silbernen Pfeil, der die mächtigen Flechten ihres schwarzen

gelockten Haars tief an ihrem Hinterkopf befestigt hielt. Die Formen ihres Körpers waren schön und wollüstig gerundet und ihre Erscheinung zeigte selbst in ihrer ungekünstelten Lage etwas Bestimmtes und Entschlossenes. Von Zeit zu Zeit drückte sie die Asche in der Pfeife des Mannes nieder und richtete dann ihre großen tief dunkeln Augen auf denselben, als suche sie dessen Blick, der aber unbeweglich und sinnend auf das Feuer geheftet war. Rundum in weniger Entfernung von dem Feuer lagen noch einige vierzig weibliche Wesen, sämmtlich von dunkelbrauner bis zu der schwärzesten Hautfarbe. Sie ruhten meist auf Grasmatten, doch einzelne von ihnen hatten sich auch auf Teppichen hingestreckt. Außerhalb dieses Kreises sah man hier und dort in dem Schatten einer Palme Männer sitzen, deren grobe abgetragene Kleidung gleichfalls Mohamedaner aus dem östlichen Afrika verrieth; sie saßen schweigend und unbeweglich mit untergeschlagenen Füßen, hatten eine lange Flinte auf dem Schooße liegen und rauchten aus langen Pfeifen. Weiterhin, außerhalb des Waldes, weideten viele Pferde und Kameele, von welchen letztern noch mehrere schwer beladen niederknieten und durch Negermänner von ihrer Bürde befreit wurden. Hinter dem großen Zelte waren unzählige Ballen, Kisten und Lederbeutel aufgestapelt, welche von einigen Negern mit

Matten überdeckt wurden. Niemand aber brach das Schweigen, welches, wie es schien, von dem Manne vor dem Teppichzelte Allen auferlegt war, nach welchem sich die Blicke der vielen dunkeln Gestalten häufig hinwandten, als erwarteten sie seine Befehle. Sarszen war der Name jenes Mannes. Schon seit einer Reihe von Jahren handelte er zwischen dem Osten und Westen Afrika's, führte Waaren und Erzeugnisse dieser Länder herüber und hinüber durch die öden einsamen Wüstenstrecken und kaufte und verkaufte Menschen. Er kam jetzt von Tibesty, einer volkreichen Stadt im fernen Osten der Sahara, und das Ziel seiner Wanderung war das Küstenland des Negerkönigs von Dahomey. Sein augenblicklicher Lagerplatz hatte ihm schon oft nach langer mühsamer und gefahrvoller Wanderung durch die Wüste als Erholungsort gedient, und auch jetzt wollte er seinen Sclaven und Lastthieren Zeit geben, an den üppigen Gestaden der brausenden Ströme neue Kräfte zu sammeln.

Nur wenige Tagereisen von hier in südlicher Richtung lagen an den Ufern des Nigers bis zu seiner Mündung in den Ocean unzählige Dörfer und Städte, unter deren Einwohnern Sarszan, der Händler, wohlbekannt war. Er beabsichtigte jedoch diesmal, dem Laufe des Stromes nur bis zu der großen Stadt

Boussa zu folgen, und sich dann mehr westlich durch die dicht bevölkerten Länder nach Abomey, der Residenzstadt des Königs von Dahomey zu wenden, um diesem seine Schätze anzubieten. Der Haupthandelsartikel, den er gewöhnlich dem König zuführte, bestand in Sclavinnen, die er weit im Osten des Landes kaufte und die in großer Anzahl auf dem Markte in Tibesty feil geboten wurden. Wenn auch gleichfalls von schwarzer oder wenigstens sehr dunkler Hautfarbe, so stehen doch die Bewohner des innern, so wie des östlichen Afrika's körperlich und namentlich geistig bei Weitem höher, als die Eingeborenen dieser westlichen Küstenländer, und selbst unter den schwärzesten Negern finden sich dort wunderbar edel geformte und geistig hochbegabte Menschenracen. Während nun die Mächtigen in Guinea ihre eingeborenen Brüder zu Tausenden nach fernen Colonieen jenseits des Oceans verkaufen, versorgen sie ihren eignen Haushalt mit Weibern und Sclaven aus dem Osten des Landes, die ihnen durch Händler zugeführt werden, oder deren sie sich auf Raubzügen in das Innere gewaltsam bemächtigten.

Sarszan besaß im Augenblick eine reiche Auswahl von Sclavinnen, die er dem Könige von Dahomey zu hohen Preisen zu verkaufen gedachte, und die großen Waarenvorräthe, die er aus fernen Ländern hergeführt

hatte, berechtigten ihn gleichfalls zu der Hoffnung auf einen ungeheuern Nutzen. Während er nun vor seinem Zelte saß und in das flackernde Feuer schaute, ließ er die bedeutenden Gewinnste, die er zu erzielen hoffte, an seinen Gedanken vorüberziehen, und vergaß, in seine Berechnungen versunken, sogar seine Lieblingsbeschäftigung, das Rauchen.

Corzaris, die Leibsclavin, welche neben ihm auf dem Teppich lag, drückte wieder die Asche in der Pfeife ihres Herrn nieder, und als sie keinen Rauch mehr aus derselben aufsteigen sah, warf sie ihren schönen Kopf in Sarszan's Schooß, blickte lächelnd und fragend zu ihm auf und sagte mit süßer, schmeichelnder Stimme:

„Denkst Du an Deine Corzaris so heiß, daß Du Deinen Liebling, die Pfeife, darüber vergissest?"

Sarszan, wie aus einem Traume erwachend, wandte seinen ernsten Blick auf das reizende Mädchen und eine tiefe Gluth belebte plötzlich seine dunkeln Augen, wie das Spiegelbild eines leidenschaftlichen Gedankens.

„Gieb mir starken Kaffee und lieblichen Hatchy*), dann fülle meine Pfeife und mische Opium unter den

*) Hatchy ist eine Mischung von Zucker und Mandeln mit dem Saft der Hanfwurzel und des Bilsenkrauts, welche getrocknet bewahrt und zu einem berauschenden Getränk in Thee, Kaffee oder Wasser aufgelöst wird.

Taback," sagte Sarszan, indem er seine Hand liebkosend um den üppigen Nacken der Sclavin legte und sich dann aufsetzte und die Füße unter sich zog.

Corzaris preßte ihre schwellenden Lippen mit leidenschaftlicher Heftigkeit auf die Hand ihres Gebieters, blitzte ihm mit ihren schwarzen Augen einen feurigen Blick zu und sprang dann nach der andern Seite des Lagerfeuers, wo mehrere Sclavinnen das Abendbrod bereitet hatten. Behend trug sie nun die Speisen auf den Teppich vor ihren Herrn und hielt, sich neben ihm niederlegend, auf ihrer kleinen Hand die Schale mit dampfendem schwarzen Kaffee.

Sarszan speiste, doch sein immer mehr belebtes Auge ruhte anhaltender auf der schönen Sclavin, als auf den köstlichen Gerichten vor sich. Er nahm ihr den Kaffee ab und schlürfte mit sichtbarlichem Genuß den heißen, starken Trank. Corzaris hatte die Schale schnell wieder gefüllt und hielt sie ihrem Gebieter, vor ihm niedersinkend, mit den Worten hin.

„Trink Herr, Du trinkst Liebe Deiner Corzaris!"

Abermals hatte Sarszan die Schale geleert, gab sie der Sclavin zurück und sagte:

„Hatchy und die Pfeife!"

Im Augenblick folgte Corzaris dem Befehle, stellte einen silbernen Becher mit dem berauschenden Getränk

vor ihren Herrn nieder, reichte ihm die mit Taback und Opium gefüllte Pfeife und zündete dieselbe an. Sarszan führte nun den Becher zu seinen Lippen und nippte den Göttertrank, der ihm die Pforten seines Himmels erschließen sollte. Dann that er ein paar tiefe Züge aus der Pfeife, verschluckte den mit Opium geschwängerten Rauch und sank nun mit einem tief glühenden Blick auf die Favoritin zurück gegen das hohe Sammetpolster, welches diese hinter ihn gelegt hatte.

„Tanz!" sagte er mit, halb von Leidenschaft erdrückter Stimme, auf welchen Wink Corzaris gehofft zu haben schien; ihre Augen leuchteten, wie die Gluth der Sonne, wenn sie in ihr Feuerbett versinkt; ihr lächelnder Mund zeigte zwischen ihren brennend rothen vollen Lippen den Alabaster ihrer Zähne und, mit ihren Händen Sarszan noch einen Liebesgruß zuwinkend, eilte sie fort in das große Zelt.

Zu gleicher Zeit erhoben sich mehrere der in einiger Entfernung ruhenden Sclavinnen, als sei auch ihnen der Befehl des Herrn gegeben, bei dem Tanz mitzuwirken, und gingen in ihre Zelte, während andere dem Feuer neue Nahrung zuwarfen und seine Flammen anfachten.

Sarszan hatte wiederholt aus dem Becher getrunken und blies immer stärkere Rauchwolken zwischen

seinen Lippen hervor, da sprang Corzaris mit einem Tambourin in der Hand aus dem Zelte, und den Schall des Schlages, den sie darauf führte, durch eine schwirrende Bewegung des Instrumentes verrauschen lassend, trat sie vor ihren Herrn und warf sich mit über ihrem Busen gekreuzten Armen vor ihm nieder. Ein dünner golddurchwirkter rother Shawl war leicht um ihre dunkelbraunen Hüften geschlungen, ein sehr langer rother Florstreif hing auf ihrem schönen runden Arme, ein reiches Perlenband umgab ihren sammetweichen prächtigen Nacken und die ungewöhnliche Fülle ihres glänzend schwarzen Haares hing in schweren Locken über ihre zarten Schultern herab. Ihre kleinen Füße waren in zierliche Sandalen gebunden und an ihren schöngeformten Fingern blitzten edele Steine.

Sarszan's Blick hatte einige Momente mit sichtbar regem Wohlgefallen auf der reizenden Mädchengestalt geruht, dann reichte er ihr die Hand zum Kusse hin und sagte:

„Tanz!“

Während dieser Zeit waren noch sechs dunkelfarbige schöne Sclavinnen in ähnlichem, wenn auch nicht so werthvollen Schmuck herzugetreten, von denen eine eine Art von Zither, die andern aber Triangeln, Cymbeln und Tambourins trugen. Sie ließen sich in einiger

Entfernung hinter Corzaris auf der Erde nieder und erwarteten deren Wink, die Musik zu beginnen, während zwei andere Sclavinnen von der schwärzesten Farbe sich, mit Maultrommeln versehen, zu beiden Seiten Sarszans hinter demselben niedersetzten.

Corzaris war aufgesprungen, schlug gegen das Tambourin, daß es rauschend erklang und schwang es, sich wie im Kreisel auf den Spitzen ihrer Füße drehend, hoch über sich durch die Luft, während sie zwischen ihren weit ausgestreckten Händen den rothen Florshawl entfaltete, daß er sie wie eine feurige Wolke umwehte. Zugleich stimmte die Sclavin mit der Zither eine wild rauschende Melodie an, ihre Gefährtinnen ließen die Triangeln, Cymbeln und Tambourinen im Tacte ertönen und die beiden Negerinnen entlockten, indem sie sich zu den Ohren ihres Herrn neigten, ihren summenden Instrumenten die süßesten melancholischen Weisen.

Corzaris wurde in ihren Bewegungen immer lebendiger, immer graziöser und sprechender, bald glich sie der triumphirenden glücklichen Liebe, bald war sie die verzweifelnde verstoßene Geliebte, bald wand sie sich schmachtend und flehend vor ihres Herrn Füßen und dann flog sie wieder in wilder leidenschaftlicher Lust im Kreise dahin.

Sarszan's Blick wurde mit jeder Minute glänzen-

der; fester und unbeweglicher hing er an den zauberischen Reizen der dunkeln Bacchantin, dichter umwölkte ihn der berauschende Rauch seiner Pfeife, er leerte den silbernen Becher bis auf den letzten Tropfen und winkte mit der Hand nach dem Feuer. Im Augenblick war dasselbe bis auf die Kohlengluth durch die Diener entfernt, die Musik rauschte leiser und leiser und als ihre letzten Töne verhallten, war Corzaris an ihres Gebieters Seite in den Schatten der leise flüsternden Palmen niedergesunken.

Da schallte plötzlich lautes wüthendes Hundegebell durch die stille Mondscheinnacht, Sarszan riß sich aus den Armen seiner glühenden Liebe und griff nach seiner Flinte, indem er mit donnernder Stimme seine Diener zu den Waffen rief. Der Schall von Tritten vieler Rosse wurde jetzt hörbar und einige Sclaven Sarszan's, die dem Hundegebell zugeeilt waren, kamen athemlos zu ihrem Herrn zurück und meldeten ihm, daß eine Schaar von Reitern und Fußgängern mit vielen Hunden sich dem Lager nahe.

„Haltet sie zurück und fragt sie, was sie wollen!“ rief Sarszan mit zorniger Stimme, während er den Sclavinnen einen Wink gab, sich in den Zelten zu verbergen.

Bald darauf wurde ein einzelner Reiter in dem

Schatten der hohen Palmen sichtbar und hielt wenige Minuten später seinen nicht sehr großen, aber edeln Rappenhengst vor Sarszan's Zelt an. Er war ein hoher, kräftiger, junger Mann von etwa achtzehn Jahren, war von schwarzer Hautfarbe und sehr edler Körperbildung. Seine breite gewölbte Brust und seine muskulösen Glieder zeugten von eiserner Stärke und sein kühnes, großes, glänzendes Auge, so wie seine hohe freie Stirn von mehr als gewöhnlichen geistigen Fähigkeiten. Ein leichter Schurz von Leder war um seine Hüfte geschlungen und eine prächtige Leopardenhaut hing über seinen nackten schwarzen Schultern. Vor sich auf seinen kräftigen Lenden lag eine Doppelflinte und neben der Kugeltasche sah aus dem Gürtel, den er um den Leib trug, ein Messer und eine Axt hervor. Er saß auf einer frischen, noch blutigen ungeheuern Löwenhaut, die auf dem Rücken des Rosses lag und zu beiden Seiten desselben bis auf die Erde herabhing.

Er sprang von dem Pferde und reichte Sarszan, der ihn verwundert und unfreundlich anblickte, mit einem heitern herzlichen Gruß die Hand und sagte:

„Der Zufall führt mich auf Deinen Lagerplatz; ich suchte mit meinen Leuten Wasser, welches wir während des ganzen Tages haben entbehren müssen, doch das Glück ist mir günstig gewesen und führt mich zu

Dir, so daß ich auch noch etwas Anderes hier erhalten kann, als Wasser. Ich sehe, Du bist ein Händler und ich glaube, daß die Elephanten- und Flußpferdezähne, die ich erbeutet, Dir willkommen sein werden."

Bei diesen Worten erheiterten sich Sarszan's Züge, er reichte seinem Gaste die Hand und hieß ihn in seinem Lager willkommen.

„Wie ich höre, hast Du viele Begleiter und viele Pferde bei Dir; Du wirst dieselben von meinem Lager entfernt halten; das Ufer des Stromes ist lang und die Weide darauf ebenfalls gut. Wie ist Dein Name? der meinige ist Sarszan," sagte der Händler.

„Meine Leute sollen Dir nicht lästig fallen, sie haben erlegtes Wild im Ueberfluß nnd das Gras ist ihnen die liebste Schlafstätte. Mein Name ist Buardo und meine Heimat liegt weit von hier im blauen Westen in den Danagebirgen." Hiermit winkte der junge Mann einem Neger von riesiger Größe, der ihm in einiger Entfernung gefolgt war, übergab ihm sein Pferd und trug ihm auf, mit seinen übrigen Gefährten einen Lagerplatz etwas weiter am Fluß hinauf zu beziehen. Während der Mann sich mit dem Roß entfernte, ließ Sarszan durch seine Diener das Feuer wieder auffrischen, ließ neben seinem Ruhelager einen Teppich und ein Kissen für seinen Gast niederlegen und forderte ihn auf, darauf

Platz zu nehmen, indem er sich selbst niederließ. Dann brachte eine Negerin Speise und Kaffee für den Fremden, und nachdem derselbe sich daran gelabt, ließ ihm Sarszan eine Pfeife reichen und sagte zu ihm:

„Wie viel Zähne hat Dir Deine Jagd geliefert?"

„Einige fünfzig Stück; ich bin schon seit mehreren Monaten auf der Jagd und traf an den Ufern des Zirmi ungewöhlich viele Elephanten, so wie eine Menge von Flußpferden in dem Niger. Das Elfenbein steht an der Küste von Benin in hohem Preise," antwortete Buardo und blickte den Händler an, als suche er dessen Ansicht über diesen Handelsartikel zu erforschen.

„Es ist viel gejagt worden, namentlich an den Seen und Sümpfen von Gondami und man hat dort eine große Zahl von Elephanten getödtet. Es wird ein Ueberfluß von Elfenbein nach der Küste kommen. Was kannst Du von meinen Waaren gebrauchen? Ich habe den besten Kaffee, den der Osten liefert, die herrlichsten Gewürze, die reichsten Stoffe und den prächtigsten Schmuck. Morgen wollen wir handeln; jetzt laß uns ruhen, die Nacht ist nicht mehr lang, der Mond neigt sich schon," sagte Sarszan und streckte sich auf seinem Lager aus.

„Ich kann Vieles von Dir gebrauchen, zu uns in die Danaberge kommen nicht oft Händler aus dem Osten,

sie ziehen alle nach der Küste hinunter," sagte Buardo, sich gleichfalls niederlegend.

„In den Danagebirgen wohnen die Annagus, sie leben mit dem Könige von Dahomey in Feindschaft, mit dem ich schon seit Jahren handle. Gehörst Du zu diesem Gebirgsvolk?"

„Mein Vater ist der König der Annagus und er und sein Volk sind zu frei und zu stark für den König von Dahomey gewesen, als daß dieser die Bewohner unserer Berge hätte auf seine Schlachtbänke führen, oder für Gold hätte an die weißen Menschen über das große Meer verkaufen können. Die Felsenstädte der Annagus und ihre Gebirgsweiden sind zu hoch und zu steil für die plumpen Füße der Dahomey's."

Sarszan war bei den Worten „König der Annagus" auf seinem Lager aufgefahren und, sich auf seinem Arm stützend, blickte er den Jüngling mit regem Interesse an.

„Du bist der Sohn des Königs der Annagus?" sagte er, „dann habe ich auch noch etwas Anderes, worauf wir handeln können. Eure Weiber sind zwar schöner, als die an den Küsten, aber so schön, wie ich solche zu verkaufen habe, hat Dein Auge nie Etwas gesehen."

„Wir handeln nicht mit Menschen, und Weiber haben keinen Reiz für mich. Hast Du schöne Waffen,

oder schöne Pferde, dann kannst Du mein Elfenbein bekommen; Deine Weiber magst Du behalten," entgegnete Buardo und dehnte seine muskulösen Glieder auf dem weichen Teppich, auf dem er lag.

„Das Ansehen kostet Dich Nichts," sagte der Händler und rief, sich nach dem großen Zelt umwendend, Corzaris beim Namen. Die Sclavin erschien vor ihrem Herrn und dieser sagte ihr einige Worte in einer Sprache, die Buardo nicht verstand. Corzaris rief die übrigen Sclavinnen aus ihren Zelten hervor, welche sich dann im Halbkreis um Buardo niedersetzten, so daß der helle Feuerschein sie beleuchtete. Dann trug Corzaris zwei silberne mit Hatchy gefüllte Becher herbei, stellte den einen vor ihrem Herrn, den andern vor seinem Gaste nieder und reichte Letzterem eine mit Taback und Opium gestopfte Pfeife.

„Ich dächte, wir sollten ruhen, die Nacht ist nicht mehr lang und ich bin ermüdet," bemerkte Buardo, auf die Leibsclavin Sarszan's blickend, die ihm lieblich lächelnd den Becher mit Hatchy reichte und sagte:

„Koste, es wird Dir neue Kräfte geben und Dich Deine Müdigkeit vergessen lassen."

Auch Sarszan forderte ihn auf, zu trinken und zu rauchen, und hob selbst seinen Becher zum Munde auf.

„Der Trank ist gut," sagte Buardo, nachdem er

davon gekostet, „doch wäre mir ein Becher Peto (aus Mais gebrautes Bier) wie es unsere Frauen in den Danabergen bereiten, lieber,“ dann that er einige tiefe Züge aus der ihm gereichten Pfeife.

Auf einen Wink des Händlers sprangen die Sclavinnen nach ihren Zelten und kamen bald mit ihren Instrumenten zurück.

Die Zither erklang und die Tambourinen, Cymbeln und Triangel stimmten mit ein; doch gegen das Erwarten des Händlers machte die Musik keinen überraschenden Eindruck auf den jungen Negerfürsten.

„Ich habe süßere Musik gehört, als diese,“ sagte er nach einer Weile, „ich bin in der christlichen Mission in Cape Coast an der Küste erzogen worden und dort spielt man auf bessern Instrumenten, welche von den Weißen über das Meer gebracht worden sind.“ Dabei warf er sich auf seinem Lager zurück, und es schien, als ob weder der berauschende Trank, noch der Rauch des Opiumtabacks auf seinen kräftigen Körper und Geist einwirken wollten.

Sarszan hatte ihn wiederholt auf die üppigen Formen der Sclavinnen aufmerksam gemacht und diese hatten ihre wärmsten Blicke dem schönen Jüngling gespendet, doch er blieb kalt und unempfindlich gegen ihre

Reize und erklärte dem Händler abermals, daß er nicht auf seine Weiber mit ihm handeln werde.

Sarszan warf ihm einen finstern verdrießlichen Blick zu, doch plötzlich, wie zu einem Entschluß gekommen, sagte er mit einem schlauen triumphirenden Lächeln:

„Sollte, was den mächtigen König von Dahomey beglücken würde, nicht auch dem Königssohn der Annagus gefallen? Corzaris, rufe Semona aus meinem Zelte.“

Dann wandte er sich wieder an seinen Gast und fuhr fort:

„Das Mädchen, welches ich Dir jetzt zeigen will, war die Perle auf dem großen Markt in Tibesty und nur dem reichen Sarszan war es möglich, sie zu kaufen. Sie ist angesehener Leute Kind, doch sie hatte noch sieben Schwestern und ihre Eltern haben sie selbst zu Markte gebracht und sie mir überlassen, weil sie wußten, daß ich ihr einen guten Herrn verschaffen würde. Sie ist eine Frau nur für einen König.“

Bei diesen letzten Worten zeigte Sarszan mit der Hand nach dem Eingang seines Zeltes und Semona, die Sclavin, von der der Händler redete, trat von Corzaris geführt hervor.

Wie eine aus Ebenholz geschnittene Venus stand sie vor dem erstarrten Blicke Buardo's, der mit einem

Laut der Ueberraschung auffuhr und seine Hände gegen sie ausstreckte.

Semona war so schwarz, daß alle die übrigen Sclavinnen bleich gegen sie erschienen. Sie war eine hohe, edle Gestalt, ihr Kopf war klein, ihr Nacken schlank und rund und ihr voller Busen wie aus schwarzem Marmor gehauen. Um ihre breiten Hüften lag ein scharlachrother seidener Shawl gewunden, und mit goldenen Schnüren waren die Sandalen unter ihren kleinen Füßen um ihre zierlichen Enkel befestigt. Ihr regelmäßig schönes Gesicht trug die Form der edelsten weißen Menschenrace Asiens und eine Cirkassierin würde sie um ihr Profil beneidet haben. Das Weiß ihrer großen tiefdunkeln Augen war rein, wie die Perle an Persiens Gestaden nnd die Reihen ihrer wunderbar schön geformten Zähne glänzten wie der Schnee auf den Gebirgen Indiens. Ihre reizend geschnittenen üppig vollen Lippen glühten, wie die Granatblüthe in einer schwarzen Marmorschale und in ihrem melancholischen seelenvollen Antilopenblick stand ihr Schicksal geschrieben. Ihr glänzend schwarzes Haar rollte sich dicht an ihrem Kopf in unzählige kleine zierliche Löckchen zusammen und auf ihrer zarten Haut lag ein weicher Sammethauch.

Semona hatte den Fremden, dem sie vorgestellt wurde, nur einen Augenblick angesehen, dann schlug sie

die Augen nieder und kreuzte ihre zarten Arme über ihren Busen.

„Du armes schönes Mädchen, ich fühle mit Dir den Schmerz, der Deine Brust durchbebt; giebt es wohl für Dich ein härteres Geschick in dieser Welt, als einem Manne angehören zu sollen, den Du nicht liebst! Ich bin nicht grausam genug, auf Dich zu bieten," sagte Buardo, tief ergriffen, machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung nach Semona hin, und trat, mit zur Erde gesenktem Blick von ihr zurück.

„Du nennst das Geschick dieses Mädchens grausam, und Tausende ihrer Schwestern würden es die höchste Gnade ihres Gottes nennen, wenn sie der König von Dahomey würdig finden sollte, sie unter seinen Weibern aufzunehmen. Ich nenne es ein beneidenswerthes Loos," sagte Sarszan und blickte Buardo eben so erstaunt als unwillig an.

„Ich nenne es den qualvollsten lebendigen Tod, einem solch blutdürstigen Ungeheuer, einer solchen reißenden Bestie anzugehören, wie dieser König ist, der nur zur Unterhaltung Hunderten seiner Unterthanen eigenhändig die Köpfe abgeschlagen und seinen Thron mit deren Schädeln geschmückt hat, der zu seinem Vergnügen seinen Frauen den Leib aufschneidet, und Kinder lebendig am Feuer röstet. Und an ein solches Thier

willst Du dieses edle Mädchen verhandeln — glaubst Du an keinen Gott und fürchtest Du dessen Zorn nicht?" rief Buardo mit wilder Entrüstung und blickte bald auf Sarszan, bald auf die zitternde Sclavin.

„Nenne es, wie Du willst, ich weiß, daß Semona's Liebe einen Tiger in ein Lamm verwandeln wird; wenn Du aber so viel Mitleid für sie hast, so kaufe Du sie doch selbst," entgegnete der Händler und richtete seinen beobachtenden Blick auf den Jüngling.

„Ich kaufe keine Menschen," erwiederte dieser mit einem verächtlichen Ton und sah dann mit einem Seufzer nach Semona hin, als diese seinem Blick begegnete, sie ihre schönen Augen wehmüthig und trostlos auf ihn heftete, und ihre Hände über ihrer Brust faltend, zitternd auf die Kniee sank.

Sie hatte keine Worte, sie hatte nur Thränen, um dem theilnehmenden Fremden ihre tiefe Verzweiflung zu klagen; diese Zeugen ihres ungeheuren Schmerzes fielen wie Diamanten auf ihre sammetschwarzen kleinen Hände, und zagend hob sie abermals ihren thränenschweren Blick zu Buardo auf.

„Was forderst Du für das Mädchen?" rief dieser jetzt, von dem Zauber überwältigt, den die Negerin über ihn ausübte und hob sie mit tröstendem Hände-

druck von ihren Knieen auf. Dann fuhr er, zu dem Händler gewandt, fort:

„Ich kaufe sie nicht, um sie als Eigenthum zu besitzen, ich kaufe sie, um sie frei und unabhängig in ihre Heimath zurück zu senden. Nochmals, was ist der Preis?"

„Laß das, bis morgen, ich bin schläfrig; morgen wollen wir handeln. Willst Du noch mit Semona reden, so erlaube, daß Corzaris Euch Gesellschaft leiste. Gute Nacht und gute Träume," antwortete Sarszan, warf sich auf seine Kissen und schloß die Augen.

Buardo hielt immer noch die Hand der schönen Semona in der seinigen, es war ihm, als fühle er ihre Gedanken, ihr Flehen durch seine Hand nach seinem Herzen strömen, er glaubte die Schläge des ihrigen in seiner Rechten zu empfinden, es kam ihm vor, als ob dieselben mit jedem Augenblick heftiger und stürmischer würden, und er erkannte nicht, daß es seine eignen Pulse waren, die sich in solch zunehmender Eile jagten. Wohl aber sah er, daß Semona's Busen sich höher und schneller hob und daß sie ihre Athemzüge gewaltsam zu mäßigen suchte. Ihre Hand war so klein, so weich, so zart, sie bebte so leise.

„Komm, schöne Semona, laß uns dort unter jener Palmengruppe den Rest der Nacht zubringen, Du mußt

mir Dein vergangenes Leben schildern; Corzaris wird bei uns bleiben,“ sagte Buardo endlich zu der Negerin, und legte seinen Arm sanft über ihre weiche Schulter, um sie nach dem bezeichneten Platz zu geleiten. Willig gab sie seinem leisen Drucke nach und ließ, dicht an seiner Seite dahin gleitend, ihre Hand in der seinigen ruhen.

Corzaris hatte Buardo's Teppich aufgenommen und breitete denselben für ihn und für Semona zwischen hohen Palmen unter einer dichtbelaubten, mit süßduftenden Blüthen übersäeten Myrthe aus, wonach sie sich selbst in einiger Entfernung von da unter einer leicht vom Wind bewegten Fächerpalme niedersetzte.

„Aengstige Dich nun nicht mehr, süßes Mädchen, ich will Dich aus den Händen dieses herzlosen Mannes befreien; Du sollst nicht nach Abomey zu jenem Ungeheuer gebracht werden. Vertraue auf mich und habe Muth, ich meine es gut mit Dir, und werde Dich retten,“ hub Buardo mit bewegter Stimme an, indem er das Kissen für die schöne Schwarze hinter sie gegen den Baumstamm legte und, ihre kleine Hand wieder erfassend, sich neben ihr niederließ.

„Wodurch verdiene ich solche Güte, wie kann ich sie jemals lohnen!“ sagte Semona beklommen und schüchtern und sah vor sich nieder.

„Du verdienst sie tausendmal dadurch, daß Du gut, brav, verlassen und verfolgt bist,“ antwortete Buardo rasch und setzte dann noch leise hinzu „und daß Du so schön, so lieb bist.“

Unwillkürlich preßte er dem schönen Mädchen bei den letzten Worten die Hand, die unbeweglich in der seinigen ruhte.

Eine Pause trat ein, beide versanken in sich selbst; Buardo dachte an Semona und Semona dachte an Buardo. Der Mond warf seinen Abschiedsblick durch den Tropenwald auf die beiden schönen schwarzen Gestalten, über ihnen rauschten die Wipfel der Palmen in der lauen Nachtluft, und die Wellen des Stromes murmelten leise unter dem nahen Ufer.

„Woran denkst Du, Semona?“ fragte Buardo und spielte mit ihrer kleinen Hand.

„An Dich und an Deine Güte, und an die Schuld, in die ich durch sie verfalle.“

„Wenn Du es wüßtest, Semona, wie der Gedanke, Dir einen Liebesdienst erzeigen zu können, mich schon so überglücklich macht, dann würdest Du auch wissen, daß ich bei Dir zum Schuldner werde. Solch Glück, süßes Mädchen, habe ich noch nie empfunden!“ sagte Buardo mit wärmerem Ton und neigte seine Lippen zögernd auf die zarte Hand der Sclavin. Sie zog sie

nicht zurück, obgleich sie fühlte, daß sie zitterte, und Buardo ließ seine Lippen auf ihr verweilen, als sollten sie sich nimmer wieder von ihr trennen. Abermals verstummte die Unterhaltung mit Worten, desto lebendiger aber tauschten Beide die Gefühle im Geiste gegenseitig aus, die zum ersten Male in ihrem Leben in ihre Herzen einzogen.

„O Du gutes, herziges Mädchen, sage mir, was in der Welt kann Dich ganz glücklich machen? sage es mir, ich bitte Dich, sage es mir, wenn Du mir gut bist. Ich habe Macht, ich habe Reichthümer, Alles, was ich besitze, gebe ich hin, um Dir einen Wunsch zu erfüllen!“

„Buardo!“ sagte Semona mit leiser seelenvoller Stimme, neigte ihr schönes Haupt und hob des Jünglings Hand an ihre brennenden vollen Lippen.

Wie ein electrischer Funke schoß es von der Hand, wo sie die Lippen des reizenden Mädchens berührt hatten, durch alle Nerven Buardo's.

„Semona, engelsüße Semona, das war zu viel, ich bin ja Dein Sclave. — O, sei meine Herrin, meine Gebieterin, meine Göttin!“ rief er in stürmischer Bewegung, warf sich vor ihr nieder und öffnete, flehend nach ihr aufsehend, seine Arme.

Der Mond stahl sich mit seinem letzten Blick durch

das Riesenlaub des Waldes und war Zeuge, wie Semona dem liebeglühenden Jüngling an das Herz sank, dann verbarg er sich hinter dem undurchdringlichen Dickicht und die Schatten der Nacht warfen ihren Schleier um das in erster Liebe träumende glückselige Paar.

Das Licht des Morgens zitterte durch den Wald und glänzte wie Silber auf den wehenden ungeheuren Fächern der Palmen, als Corzaris zu den Liebenden trat und ihnen sagte, daß ihr Herr erwacht sei und seines Gastes harre. Buardo behielt die Hand der Geliebten in der seinigen und leitete die Glückliche nach dem Zelte ihres Herrn, dort schieden sie mit noch einem Blick, in dem alle die unzähligen Versicherungen und Betheuerungen ihrer ewigen treuen Liebe, die sie während der Nacht ausgetauscht hatten, enthalten waren.

„Du hast Dich an der herrlichen Nacht erfreut,“ sagte Sarszan zu dem jungen Negerfürsten, als er ihm zum Morgengruß die Hand reichte. „Semona hat Dir wohl ihr ganzes Leben von ihrer Kindheit an schildern müssen? sie ist von gutem Herkommen, ihr Vater besitzt große Heerden und viele Kameele. Das Mädchen ist gut und sittsam erzogen und so schön wie sie hast Du wohl noch nie eine Negerin gesehen?“

Buardo fühlte sich verlegen, er hatte nicht ein

Wort von Semona über deren Vergangenheit gehört, die Gegenwart hatte Minute für Minute all ihr Denken, all ihr Sinnen und Trachten gefesselt.

„Sie ist ein gutes, braves Mädchen, und das ist der Grund, weshalb ich sie von Dir kaufen will, damit sie nicht in die thierischen Hände jenes Tyrannen von Dahomey fallen möge. Was forderst Du für Semona?"

„Wir wollen erst unser Morgenmahl einnehmen und nachher können wir darüber reden," erwiederte der Händler und sah mit Wohlgefallen, wie Buardo seine Leidenschaft für die Sclavin vor ihm zu verheimlichen suchte.

„So will ich zuerst nach meinem Lager gehen und sehen, ob dort Alles in Ordnung ist, meine Leute warten wahrscheinlich schon auf mich, um weiter zu ziehen; sie sind die besten Jäger aus den Dana-Gebirgen," sagte Buardo zu dem Händler.

„So bleibe nicht zu lange, Corzaris wird uns bald bedienen wollen," rief dieser dem Jüngling nach und sank dann nachdenkend auf sein Polster zurück.

Kaum hatte Buardo sich aber entfernt, als Corzaris rasch zu ihrem Herrn eilte und sich mit einem schlauen Lächeln neben ihm auf dem Teppich niederließ.

„Du kannst einen hohen Preis für Semona fordern, Herr," hub sie leise an und warf einen Blick auf

das Zelt hinter ihr. „Der Königssohn hat sich in die Sclavin verliebt und ich glaube, er sagte die Wahrheit, indem er ihr immer wieder aufs Neue versicherte, daß sie seine erste Liebe sei. Daß Semona nie früher einen Mann im Herzen getragen hat, ist sicher, denn sie war überselig; bald weinte, bald seufzte sie, und die Zärtlichkeit dieser beiden Neulinge in der Liebe kannte gar keine Grenzen. Das war ein Schnäbeln und Kirren wie von einem Paar Tauben. Er hat ihr ewige Treue geschworen und sie soll seine einzige Frau werden. Du bekommst das Mädchen gut bezahlt und bist der Mühe überhoben, noch Monate lang sie zu pflegen und zu warten wie eine Prinzeß; ihr Werth ist ja doch eigentlich nicht groß, sie kann nicht tanzen, kann nicht Musik machen, ist schweigsam und blöde und kann ja nicht lieben."

Sarszan hatte Corzaris während ihrer Rede lächelnd angesehn und sagte dann: „Und Du hast Dich doch immer vor den Reizen dieses unerfahrenen Mädchens gefürchtet, weil Du fühltest, daß dieselben meiner Liebe zu Dir gefährlich werden könnten. Sei unbesorgt, Corzaris, auch wenn ich sie nicht an Buardo verkaufe, so hast Du Nichts von ihr zu fürchten; das Kapital, welches großentheils in ihrer Unerfahrenheit liegt, ist zu bedeutend. Sie ist zwar sehr schön."

„Und kann nicht lieben und nicht erheitern," entgegnete Corzaris geringschätzend.

„Sie hat den ersten Unterricht ja nun empfangen und Du sagst ja selbst, daß sie sich sehr gelehrig gestellt habe," bemerkte Sarszan lachend und setzte dann noch hinzu: „Gieb Dich zufrieden, ich hoffe, Buardo zahlt mir einen guten Preis für sie."

Bald kam der junge Mann zurück und Corzaris reichte ihm und ihrem Herrn das Morgenbrod, dann zündeten sie Beide Pfeifen an und legten sich gegen einander über auf ihre Teppiche.

„Ich dürfte Dir eigentlich das Mädchen nicht verkaufen," hub der Händler nun an und blies eine dichte Rauchwolke in die Höhe; „ich habe dem Könige von Dahomey versprochen, ihm eine solche Negerin zu schaffen und ich würde Ehre mit ihr einlegen; der König zahlt mir irgend einen Preis für sie, denn unter seinen vielen Tausend Weibern hat er ihres Gleichen an Schönheit nicht."

„Du würdest eine Sünde begehen, wolltest Du sie diesem wilden Thiere in die Hände liefern," entgegnete Buardo ernst.

„So wenig, als ob ich ihm einen Ballen Kaffee verhandle; habe ich sie nicht zum Verkaufen erstanden?"

„Sie ist aber keine Negerin wie die im Lande

Dahomey, sie fühlt ihr Geschick, und Du würdest sie grenzenlos unglücklich machen. Kann das Dir gleichgültig sein, zumal, wenn Dir eine Gelegenheit geboten wird, sie ohne Deinen Nachtheil vor solchem Unglück zu bewahren?"

„Wenn dies geschehen kann, so bin ich auch bereit, ihr Glück zu berücksichtigen. Ich fordere zweitausend Pfund Elfenbein für sie," sagte Sarszan und heftete seinen Blick auf Buardo.

Dieser fuhr erschrocken auf und wiederholte: „Zweitausend Pfund Elfenbein?" mit einem Ton des Erstaunens und der Entrüstung. „Zweitausend Pfund Elfenbein? So viel würdest Du in meinem ganzen Lande nicht auftreiben können; das kann nur Dein Scherz sein."

„Mein vollster Ernst. Es ist ja nur eine Forderung, ob Du darauf eingehen willst oder nicht, steht bei Dir."

„Es heißt mit andern Worten, daß Du mir das Mädchen nicht verkaufen willst; denn daß ich Dir diesen Preis nicht zahlen kann, weißt Du. Stelle mir eine vernünftige Forderung."

„Es bleibt dabei. Was Du nicht in Elfenbein zahlen kannst, nehme ich in Gold. Es wird viel Goldstaub bei Euch gesammelt," versetzte der Händler.

„Und wenn ich meine sämmtlichen Unterthanen plünderte, so würde ich die Summe nicht zusammenbringen. Nochmals, stelle mir einen vernünftigen Preis,“ entgegnete Buardo heftig.

„Kannst Du diesen nicht zahlen, so geht das Mädchen mit mir, der König von Dahomey zahlt ihn mir gern,“ sagte Sarszan ruhig und sank tiefer auf sein Lager.

„Das wird sie nicht, so wahr die Sonne dort über dem Palmenwalde aufsteigt!“ rief Buardo mit begeisterter drohender Heftigkeit. „Semona wird nie in die Macht jenes Ungeheuers gerathen. Ich bin bereit, Dir einen sehr hohen Preis zu zahlen; bestehst Du aber auf Deiner jetzigen Forderung, so gebe ich Dir zu bedenken, daß Du in meiner Gewalt bist, denn Deine Diener können Dich gegen meine Jäger nicht schützen. Semona ist mein und geht mit mir, so wahr ich Buardo heiße!“

Sarszan's Gesicht hatte sich verfinstert, seine Brauen hatten sich zusammengezogen, seine Augen blitzten Wuth und seine sehnigte Hand hatte sich krampfhaft um das lange Rohr seiner Pfeife gepreßt. Sein Zorn und sein Eigennutz kämpften augenscheinlich einen verzweifelten Kampf in ihm.

„Ist das der Dank dafür, daß ich Dich mit aller

Gastfreundschaft in meinem Lager, bei meinem Feuer aufnahm — willst Du mich dafür berauben?" knirschte er zwischen den Zähnen hervor und heftete seinen wild flammenden Blick auf Buardo, als wolle er ihn damit durchbohren.

„Dafür bewahre mich der Gott, dem ich Gehorsam und Ergebenheit geschworen habe!" entgegnete dieser mit milderer Stimme; „doch will ich mich nicht von Dir berauben lassen. Ich will Dir geben, was in meinen Kräften steht, und das ist mehr, viel mehr, als Dir irgend Jemand für Semona bieten wird. Stelltest Du dem Könige von Dahomey die mir gemachte Forderung, so würde er selbst Dir den Kopf abschneiden und sich einen Trinkbecher aus Deinem Schädel machen lassen. Sei darum billig und vernünftig, Sarszan, laß uns Freunde bleiben, ich werde es Dir ewig danken; Semona muß und soll mein werden!"

„So mache mir ein Gebot," entgegnete der Händler mit bebenden Lippen und that sich Gewalt an, ruhig zu erscheinen.

„Ich will Dir geben, was ich kann. Ich werde noch heute einen Boten an meinen Vater senden und diesen bitten, mir alles Elfenbein und alles Gold zu schicken, was er auftreiben kann. Du sollst zufrieden sein, Sarszan. Gieb mir Deine Hand und laß uns

Freunde bleiben," sagte Buardo mit überredender Gutmüthigkeit und hielt dem Händler seine Rechte hin. Dieser nahm sie, wenn auch augenscheinlich mit Widerwillen und sagte mit erzwungener Ruhe:

„Mehr, wie Du geben kannst, will ich nicht von Dir verlangen, ich will Vertrauen in Deine Rechtlichkeit setzen."

„So sende einige Deiner Diener und sechs Kameele mit meinem Boten, sie reisen schneller als Pferde und tragen schwerer. Du darfst mir trauen, Sarszan, ich werde Dir einen sehr hohen Preis für Semona zahlen."

Die Züge des Händlers beruhigten sich mehr und mehr und man konnte es ihm ansehen, daß der in Aussicht gestellte Gewinnst seine Erwartungen zwar befriedigte, daß er sich aber gegen die Gewalt, die ihm angethan wurde, mit bitterm Groll auflehnte.

„Ich bin es zufrieden, befiehl aber Deinem Boten Eile an, damit mir nicht zu viel Zeit verloren gehe. Zeit ist Gold," entgegnete Sarszan und rief dann einen seiner Diener herbei, dem er den Befehl in Bezug auf die Kameele gab.

II.

Noch am selbigen Tage sollte die kleine Karavane, von dem Kundigsten der Jäger geführt, das Lager verlassen und dieser erhielt ein Schreiben Buardo's an dessen Vater, den König der Annagu's, worin er demselben seine Wünsche in Bezug auf eine möglichst reiche Sendung von Elfenbein und Goldstaub aussprach.

Schon vor Anbruch des Tages waren mehrere von Buardo's Leuten auf die Jagd gezogen und kehrten gleich nach Sonnenaufgang mit dem Fleisch eines riesigen Rhinoceros und mit mehreren erlegten Antilopen zurück, wodurch beide Lager mit frischen Lebensmitteln im Ueberfluß versehen wurden.

Der leichte Wind, der während der Nacht in den luftigen Gipfeln der Palmen gespielt hatte, war zur Ruhe gegangen, kein Lüftchen bewegte die Atmosphäre, und an dem hohen, durchsichtigen blauen Aether war nirgends eine Wolke zu erblicken. Die prächtig gefiederten Vögel, die seit Tagesanbruch das grüne Laub-

dach über Sarszan's Lager durchschwirrt und den Wald mit ihren Stimmen belebt hatten, waren verstummt und versteckten sich vor den Blicken der aufsteigenden Sonne in dem tiefsten Dunkel des Laubes. Mit jeder Secunde nahete sich die Hitze, die Pflanzen neigten die Häupter und die unbewegte Luft zitterte in der Gluth der Sonnenstrahlen. Die Pferde und Kameele hatten die Weide verlassen und sich unter schützenden dicht belaubten Bäumen niedergelegt und nur die Alligatoren lagen hier und dort an den Ufern der Ströme mit offenem Rachen keuchend hingestreckt und schienen sich der sengenden Sonnenhitze zu erfreuen.

Im Lager Sarszan's herrschte Todtenstille. Der Händler selbst ruhte unter dem dunkeln Schatten des großen Zeltes, dessen Teppichwände zu beiden Seiten aufgezogen waren, um der Luft mehr Spielraum zu geben, und neben ihm auf seinem Lager saß Corzaris und schwang einen großen Fächer von indischen Pfauenfedern langsam über ihrem Herrn hin und her. Alle Sclavinnen und Diener hatten sich unter schützende Dächer von Matten und Teppichen geflüchtet und pflegten in deren Schatten der unbeweglichsten Ruhe. Nur Buardo und Semona schienen noch dem regen Leben anzugehören, ihrem Glück konnte die, Alles überwältigende Gluth keinen Augenblick rauben. In traulichem

Gespräch saßen sie unter demselben blühenden Myrthenbaum, unter dem sich ihre Herzen in vergangener Nacht zuerst gefunden; sie hatten sich ja so Vieles, so Unzähliges zu sagen, und doch hätten sie dies Alles in die wenigen Worte zusammen fassen können: daß sie sich grenzenlos und glühend liebten und sich einander ewig angehören wollten. Dennoch war jede neue Versicherung dieser unendlichen Liebe immer wieder neu und beglückend, und fesselte sie gegenseitig mit immer neuern engern Zauberbanden. Semona war heute so unbeschreiblich schön, ihre großen herrlichen Augen glänzten in solch milder hingebender Wonne, ihre reizenden, frischen Lippen waren von so seligem Lächeln umspielt, und jede Bewegung ihres schönen Körpers war so graziös und doch so lieblich und natürlich! Sie hatte prächtige goldene Spangen um ihre vollen weichen schwarzen Arme gelegt, ein reiches Perlenband hing über ihren schwellenden Busen und um die glänzenden Löckchen ihres schönen Kopfes lag eine Guirlande von wundervollen frischen Blumen gewunden, die Buardo in der Frühe für sie gesammelt hatte. Von dem Arm des Geliebten umschlungen, schmiegte sie sich an seine Brust und ließ seine Rechte in ihren kleinen Händen ruhen.

„Du hast mir aber noch Nichts über Deine Hei-

math, über Deine Vergangenheit mitgetheilt, beste, süßeste Semona!" sagte Buardo endlich, nachdem er der Geliebten wieder unverbrüchliche ewige Treue geschworen hatte.

„Du hast mir ja noch keine Zeit dazu gegeben und ich habe sie mir noch nicht genommen; wo könnten wohl meine Gedanken mehr Glück, mehr Seligkeit finden, als in der augenblicklichen Gegenwart!"

„Diese Seligkeit soll uns doch nicht für einen Augenblick verlassen, wenn wir auch der weniger glücklichen Vergangenheit gedenken, mein süßes Lieb! Komm, sage mir, wo ist Deine Heimath und wer sind Deine Eltern?" erwiederte Buardo und erstickte durch einen innigen Kuß für einen Augenblick die Antwort auf den brennenden Lippen der schönen Negerin.

„Südöstlich von Tibesty in den Bergen bei Segah wohnen meine Eltern und durchwandern Jahr aus Jahr ein mit ihren Heerden die reichen Thäler zwischen denselben. Ich bin die älteste von acht Schwestern und wurde achtzehn Jahr alt, als mir mein Vater anzeigte, daß er mir einen reichen Herrn verschaffen wolle. Du weißt, Buardo, bei uns ist es Brauch, daß die Mädchen von ihren Eltern verkauft werden, weniger des Geldes halber, welches diese aus ihnen lösen, als darum, weil sie glauben, das Glück ihrer Kinder dadurch

zu begründen. Welchem Glück mich mein Vater dadurch entgegenführte, weißt Du, Herzinniggeliebter! Wie sehr unglücklich würde ich geworden sein, hätten es die Götter nicht gut mit mir gemeint und Dich mir als Retter zugeführt!“

Eine Thräne des Schmerzes und der beglückendsten Dankbarkeit glänzte bei diesen Worten in dem dunkeln Auge des lieblichen Mädchens, und Buardo küßte sie mit stürmischer Leidenschaft hinweg, indem er sagte:

„Und Dich mir als Engel zugeführt, der mein Leben in einen irdischen Himmel verwandeln sollte. Ich schreibe diese Gnade, diese Barmherzigkeit aber nur einem Gotte zu, beste Semona, nur einem gütigen, liebevollen Schöpfer der unzähligen Welten, die unsere Augen wahrzunehmen im Stande sind. Wie könnte eine solche Ordnung, eine solche Uebereinstimmung und ein solches Ineinandergreifen und Zusammenwirken in dem ganzen Weltall herrschen, wenn viele Götter bei dessen Erschaffung mitgewirkt hätten? Ich bin Christ und danke diesen Glauben den frommen, weißen Männern in der Mission von Cape Coast im Lande der Fantis an der Küste des großen Meeres, wohin mich mein Vater als Knabe sandte, und mich dort erziehen ließ. Die Verschiedenheit unseres Glaubens aber, süßes Mädchen, kann unserer Liebe niemals Abbruch thun;

vielleicht wählst Du später auch selbst den meinigen. Keinenfalls ist es ein guter Glaube, der dem einen Menschen erlaubt, den andern zu verkaufen, und selbst unter meinem Volke, welches auch noch viele Gottheiten verehrt, hält man es nicht für Recht, mit Menschen Handel zu treiben. Zwar ist es auch bei uns dem Manne erlaubt, so viele Frauen zu halten, als er ernähren kann, der Christ aber darf nur eine Frau haben; willst Du denn diese meine eine Frau werden, Du mein einzig geliebtes Mädchen?"

„Ob ich es will, mein Buardo, — wird mich Deine ungetheilte Liebe nicht überglücklich, grenzenlos selig machen? Weißt Du nicht, fühlst Du es nicht, daß auch in meinem Herzen nur Raum für einen Mann, nur für Dich, mein Heißgeliebter, für alle Ewigkeit sein wird?" entgegnete die glückliche Semona mit leiser, hinsterbender Stimme, schlang ihre zarten Arme um den geliebten Jüngling und preßte ihn mit seelenvoller Innigkeit an ihr hochschlagendes Herz.

Die Liebenden würden nicht daran gedacht haben, daß der Mensch, um zu leben, auch Nahrungsmittel zu sich nehmen müsse, wenn nicht Corzaris sie daran erinnert und sie aufgefordert hätte, sich nach dem Zelte ihres Gebieters zu begeben, und dort das späte Mittagsmahl einzunehmen. Mit Leidwesen, sich, wenn auch

nur für kurze Zeit, zu trennen, folgten sie der Aufforderung, doch mit dem Versprechen, sich baldmöglichst wieder auf ihrem Lieblingsplatz zusammenzufinden.

Der Tag neigte sich und die Strahlen der Sonne verloren schon ihre verzehrende Gewalt, als Buardo das Zelt Sarszan's verließ und sich nach dem Lager seiner Leute begab, um die Karavane abreisen zu sehen. Er gab derselben außer dem Führer, der den Brief an seinen Vater trug, noch drei Jäger bei, und von Sarszan waren vier seiner Diener erwählt, die den Zug mit sechs Kameelen begleiten sollten. Alle waren gut bewaffnet, sowie mit den nöthigen Lebensmitteln versehen, und als die Sonne hinter dem fernen niedrigen Horizont versank, verließen die Reisenden das Lager, setzten in kurzer Entfernung oberhalb desselben über den Strom und verschwanden bald darauf in der Staubwolke, die hinter ihnen aufwirbelte, vor den Blicken des ihnen nachschauenden Buardo. Alle seine heißesten Wünsche für eine baldige glückliche Rückkehr begleiteten sie und immer noch stand er und schaute dem in blauer Ferne verschwindenden Staubwölkchen nach, als ein weicher Arm sich leise um seine Schulter legte und Semona ihn an ihr Herz drückte. Die Ungeduld, die Sehnsucht nach dem Geliebten hatte ihr keine Ruhe im Lager gelassen, sie war ihm gefolgt und hatte sich ihm

so leise und geräuschlos genaht, daß es ihr vollkommen gelungen war, ihn so urplötzlich zu überraschen.

„Meine Semona, mein geliebtes Mädchen!“ rief Buardo in seiner glücklichen Ueberraschung aus und:

„Mein Buardo, mein Alles, mein Leben!“ sagte die schöne Negerin mit kaum lauter Stimme, indem sie sich fester in seine Arme schmiegte.

Die Sonne war versunken, der Abendhimmel glühte in Purpur und Gold über der weiten, wüsten Landschaft, in der hier und dort lange gelbe Streifen unwirthsame sandige Flächen bezeichneten und zwischen denselben sich frischgrüne Inseln erhoben, aus denen üppige Palmenhaine emporstiegen. Der Abendwind war wieder erwacht, auf seiner erfrischenden Kühle schwebten rothe und weiße Reiher über der rauschenden Fluth, und wohlthuend umspielte sein leiser Hauch die schönen Gestalten der beiden Liebenden.

Arm in Arm wandelten sie schweigend am Ufer hin, durch die feierliche Ruhe, die rund um auf der Gegend lag und die nur von dem Rauschen der Wogen und von dem Plätschern der goldenen Fische unterbrochen wurde, die spielend aus der Fluth emporsprangen. Die Nacht bebte über die Erde, als Buardo mit der Geliebten das Lager Sarszan's erreichte, da stieg der Mond roth und glühend über dem Hügelland an

den Ufern des Zirmiflusses auf und beleuchtete die höchsten Wipfel der Palmen, die sich aus dem Hain, in welchem das Lager stand, erhoben. Das Feuer vor Sarszan's Zelt war schon angefacht und verdrängte mit seinem rothen Licht die Schatten, welche noch auf dem Grunde des Waldes lagen, und der Händler selbst ruhte vor seinem Zelte auf weichen Teppichen.

„Haben die Leute ihre Reise angetreten und hast Du ihnen Eile anempfohlen?" fragte er Buardo, als dieser sich in seiner Nähe niederließ, um sich mit ihm von Corzaris bei der Abendmahlzeit bedienen zu lassen.

„Sie sind schon viele Meilen von hier, mein Auge ist ihnen bis in die blaue Ferne gefolgt. Spät und früh werden sie reiten, und ehe der Mond seine neue Sichel zeigt, kehren sie sicher mit reicher Ladung für Dich hierher zurück. Du sollst mit Buardo zufrieden sein," entgegnete dieser und Sarszan nickte einigemale mit dem Kopfe.

Die Bereitung des Abendessens nahm alle Geduld Buardo's in Anspruch, er wäre gern, ohne an dem Mahl Theil genommen zu haben, nach dem Myrthenbaum geeilt. Endlich brachte Corzaris die Speisen und den dampfenden Kaffee; doch so sehr Sarszan sich an dem Genuß derselben ergötzte, so wenig Geschmack konnte Buardo ihnen abgewinnen. Wieder und wieder blickte

er nach dem großen Zelt des Händlers, in welchem Semona sich befand, und als er diese endlich aus demselben hervor und in dem, zwischen den Palmen zitternden Mondlicht dahingleiten sah, sprang er rasch auf und lehnte es ab, bei dem Händler noch eine Pfeife zu rauchen. Mit eiligen Schritten hatte er die Geliebte erreicht, die ihm mit offnen Armen ihres Herzens Willkommen zurief, und bald saßen sie wieder in ihrem Paradies unter dem Myrthenbaum, wo Buardo den Teppich, den er auf seinem Arm trug, für die Theure ausbreitete.

Der Mond stieg höher und höher, wärmer und beseligender schlugen die Herzen der beiden Liebenden, und heller und glühender flackerten die Flammen des Feuers vor dem Zelte Sarszan's empor. Bald ertönte von dort her auch wieder der Wald in rauschender, wilder Musik, die von den Sclavinnen des Händlers angestimmt wurde, deren heute Nacht ein ganzes Dutzend vor dem Herrn tanzte.

Buardo und Semona aber verschlossen ihr Ohr vor jenen wilden, betäubenden Weisen, sie wandten sich ab von dem blendenden Schein des Feuers, süßere, mildere Klänge durchbebten ihre Seelen und eine zartere, heiligere Gluth, mild und schmachtend, wie das Licht des Mondes, durchströmte ihre Herzen.

Die Stunde der Mitternacht war schon nahe, als die Musik verrauschte, das Feuer vor Sarszan's Zelt erlosch und der Wald in lautlose Ruhe versank. Nur unter dem Myrthenbaume hörte man noch die leisen Worte der Liebe von Buardo's und Semona's Lippen, und hoch über ihnen säuselten die Palmen in der kühlenden Abendluft.

Plötzlich erdröhnte der Wald wie Donner, und die furchtbare Stimme eines Löwen ließ die Erde erzittern. Entsetzt preßte Buardo die Geliebte an sein Herz und riß den Dolch aus seinem Gürtel hervor. Sein Auge stierte spähend zwischen den Riesenstämmen des Waldes hin, um in den einzelnen, durch das hohe Laubdach fallenden Mondlichtern den furchtbaren Feind zu erkennen. Jetzt bewegte es sich in dem Schatten, die mähnenumwogte Riesengestalt des Löwen trat hinter dem Schatten einer Palmengruppe hervor und schritt lautlos mit majestätischem Gang durch den Wald. Kaum noch dreißig Schritt von Buardo und Semona entfernt, blieb das Königsthier zwischen ihnen und der Kohlengluth vor Sarszan's Zelt stehen, richtete sein mächtiges Haupt nach deren rothem Schein hin, schwang den gewaltigen Schweif hoch durch die Luft und stieß nun sein Donnergebrüll abermals mit solcher Gewalt aus, daß es dröhnend durch den Wald schallte und das

Echo in weiter Ferne die Stimme dieses Herrschers der Wildniß wiederholte. Semona zitterte in dem Arm ihres Geliebten, der sich fest an den Baumstamm drückte, um in dessen Schatten dem Blick des furchtbaren Feindes zu entgehen. Beide wagten es kaum, zu athmen, und hörten mit Bangen die Schläge ihrer eigenen Herzen. Doch der Löwe schien seine Aufmerksamkeit nur auf die Kohlengluth und die ihm fremden Zelte zu richten, wieder ließ er seine Stimme donnern, als wolle er seine Entrüstung über das Eindringen von Fremdlingen in sein Reich zu erkennen geben, und wandte dann sein Haupt nach der Richtung hin, von woher er die Pferde und Kameele witterte. Eilig und geräuschlos schritt er durch den Wald, und schon hörte man die verwirrten Tritte der Thiere auf der Weide, als Buardo die Geliebte auf seinen Arm hob und im Flug mit ihr nach Sarszan's Zelt eilte. Dort hatten sich sämmtliche Diener mit ihren Waffen um ihren Herrn geschaart, als Buardo seine theure Bürde niedersetzte und, sein Doppelgewehr ergreifend, davon sprang.

„Buardo, mein Buardo!" schrie Semona mit verzweifelnder Stimme ihrem Geliebten nach, doch dieser hörte sie nicht und hatte in wenigen Augenblicken das Ende des Waldes erreicht, wo er in dem hellen Licht des Mondes die entsetzte Schaar der Pferde und Kameele

in wilder Flucht nach allen Richtungen hin über die Weide jagen sah. Zugleich ließ der Wüstenherrscher seinen Schlachtruf ertönen und folgte in ungeheuren Sätzen seiner erwählten Beute. Buardo erkannte in der verschwimmenden Ferne, wie der Löwe sich rasch einem fliehenden Kameele näherte, jetzt hatte er es eingeholt, noch einen gewaltigen Sprung, er saß dem Thier auf dem hohen Rücken, und von der Todesangst getrieben, stürmte dieses nun in rasendem Lauf über die Grasfläche heran, um im Lager bei seinen Wärtern Rettung zu suchen. Wie eine Riesengestalt kam das mächtige Kameel mit dem colossalen wilden Reiter auf seinen Schultern durch das Mondlicht herangesaust, daß die üppigen Pflanzen unter seinen Hufen weit hinter ihm durch die Luft flogen und die Erde unter seinen Tritten erdröhnte. Buardo stand mit dem Gewehr an der Schulter und das kühne Auge auf die dunkele Form des Löwen geheftet, an der letzten Palme des Haines, als das Kameel in seinem Todeslauf heranjagte, sich in kurzer Entfernung vor dem jungen Negerfürsten hoch aufbäumte und, mit seinem Mörder sich überschlagend, zusammenstürzte. In diesem Augenblick blitzte es aus dem Rohr Buardo's, der Krach des Gewehrs donnerte durch die Nacht und der Löwe sprang, schwer getroffen, mit Wuthgebrüll von seiner Beute ab

und seinem Feinde entgegen. Mit zwei ungeheuren Sprüngen hatte er Buardo bis auf wenige Schritte erreicht, als dieser abermals Feuer gab und der Löwe ein Rad schlug. Doch im selbigen Moment war er wieder hoch, stieß abermals seinen furchtbaren Kampfruf aus und flog auf seinen Widersacher zu. Er stürzte aber gegen den nackten Stamm des Baumes, denn Buardo war hinter denselben gesprungen und stieß nun dem, schon tödtlich getroffenen grimmigen Thiere seinen langen Dolch durch das Herz. Mit dumpfem Todesröcheln sank der kolossale schwarzbemähnte Löwe zusammen und zerfetzte im Sterben den Schaft der Palme, die seinen Gegner vor seinen Klauen geschützt hatte. In diesem Augenblick eilte Semona mit hochgeschwungener Axt aus dem Walde hervor und, dieselbe mit einem Schrei höchsten Glückes von sich werfend, fiel sie dem Geliebten in die Arme.

„Meine Semona, Du wolltest Deinem Buardo beistehen?“ rief dieser und drückte das geliebte Mädchen an sein Herz, während sie ihre Freudenthränen an seiner Brust verbarg.

Es war ein Augenblick beseligender Wonne, in dem sich die Liebenden umschlungen hielten, und Beide dankten schweigend ihrem Gotte für die Erhaltung ihres Glückes.

„Dieses abscheuliche Thier hätte mir bald meinen Buardo geraubt!“ sagte Semona im Uebermaße ihres Glückes und schmiegte sich, auf den erlegten Löwen zeigend, zärtlich an den geliebten Jüngling, worauf dieser sich über das Thier neigte, um seinen Dolch auf dessen Mähne von Blut zu reinigen, indem er sagte:

„So soll es einem jeden Störer unserer Liebe ergehen!“

Sie eilten nun zu Sarszans Zelt zurück, wo sie noch dessen sämmtliche Diener um denselben versammelt fanden und wurden von ihnen mit lauter Freude und Bewunderung begrüßt, denn, daß Buardo unter den Klauen des Löwen seinen Geist ausgehaucht hätte, darüber waren sie alle außer Zweifel gewesen. Das getödtete Thier wurde nun im Triumph zu dem aufgefrischten Lagerfeuer geschleift und von Einigen der Sclaven seines prächtigen Kleides beraubt.

Viele von Buardo's Jägern waren auch mit ihren Waffen herbeigeeilt, da sie die Stimme des Löwen gehört hatten, und waren hocherfreut, als sie denselben todt und ihren jungen Herrn unverletzt als dessen Sieger erblickten.

Ungestört und ungetrübt schwanden nun die Tage in dem Lager Sarszans, der Mond zeigte wieder seine Sichel und Buardo sah nun von Stunde zu Stunde

der Rückkehr seiner Boten entgegen. Oft wandelte er Morgens und Abends mit Semona an seiner Seite nach dem Lager seiner Leute, und spähete dort von dem hohen Ufer des Stromes über die weite öde Landschaft, um in der Ferne eine nahende Staubwolke zu erkennen, die ihm seine rückkehrenden Reiter anmelden sollte; doch immer noch bemühte sich sein Auge vergebens.

Eines Abends bei Sonnenuntergang saß er auch mit Semona an dem grünen saftigen Ufer und hatte ihr Blumen gepflückt, welche sie sinnig zu einem Kranze verflocht, als plötzlich sein Blick in weiter Ferne vor einer der vielen Palmeninseln ein Wölkchen gewahrte, welches sich näher zu bewegen schien. Noch einmal spähete er nach jener Richtung hin, dann sagte er mit freudiger Ueberraschung:

„Dort, Semona, dort kommen sie und bringen Dir Deine Freiheit.“

„Und Dir den unumschränkten Besitz Deiner Semona!“ entgegnete das liebende Mädchen und schlang freudetrunken ihre Arme um den Geliebten.

Die Staubwolke nahte sich rasch, und bald konnte Buardo für Augenblicke Reiter mit Pferden und Kameelen in ihr erkennen. Der neue Mond versank und die Sterne blitzten und spiegelten sich auf den Wellen

des dunkeln Stromes, als die Karavane durch dessen Wogen zog und das Lager der Jäger erreichte.

Mit lautem jubelnden Willkommen wurden die Wanderer begrüßt und Buardo erfuhr zu seiner Freude, daß die Ladung, die sie brachten, reicher war, als er es erwartet hatte.

Er geleitete sie nun zu dem Lager Sarszans, wo den Kameelen die schwere Last der Elephantenzähne abgenommen wurde, und übergab dieselben dem Händler nebst den Beuteln mit Goldstaub, die ihm sein Vater sandte.

Sarszan war überrascht und erfreut, denn auch seine Erwartung war weit übertroffen, und mit feierlichem Tone erklärte er, daß Semona von nun an das unumschränkte Eigenthum Buardo's sei. Er reichte diesem die Hand und wünschte ihm Glück zu seinem Kauf.

Semona's Freude kannte keine Grenzen, sie lachte, sie weinte, sie küßte ihrem Retter, ihrem heißgeliebten Buardo die Hände, und wußte nicht, was sie Alles thun sollte, um ihm ihre Dankbarkeit, ihre tiefe glühende Liebe zu erkennen zu geben, und Buardo's Herz zitterte vor Seligkeit bei dem Gedanken, daß nun sein höchster irdischer Wunsch erfüllt sei.

Schon am folgenden Morgen, als der Tag graute, nahmen sie Abschied von dem Händler und von allen

seinen Dienern; Buardo hob die Geliebte auf seinen Rappen, bestieg selbst das Pferd eines seiner Jäger und dem Ort, wo sie ihr unabsehbares Glück gefunden hatten, noch ein letztes Lebewohl zuwinkend, eilten sie von dannen der Heimath Buardo's zu.

Nach einer beschwerlichen Reise von acht Tagen erreichten die Wanderer die erste Stadt in dem Gebirgslande der Annagu's und mit Freude und Jubel begrüßten deren Bewohner ihren geliebten Königssohn und dessen schöne zukünftige Frau. Ihre Erscheinung war unerwartet gekommen, weshalb man sie nicht schon außerhalb der Stadt empfangen hatte. Kaum aber wurde Buardo's Ankunft bekannt, als der Cabozir oder erbliche Häuptling der Stadt und Umgegend mit seinen Beamten, seinen Kriegern und Musikanten auf dem Marktplatz erschien und dem Sohn seines Königs seine Huldigung brachte. Er selbst, sowie auch seine Beamten warfen sich nach Landessitte mit gekreuzten Armen vor ihm auf die Erde nieder und bedeckten dann ihre Häupter mit Staub. Darauf hieß der Cabozir ihn willkommen, führte ihn mit seiner Braut unter einen prächtigen dichtbelaubten Baum und ließ ihn mit Semona auf schön gearbeiteten Strohmatten Platz nehmen. Nun begannen die Krieger, von denen nur die wenigsten Feuerwaffen besaßen, ein anhaltendes unregelmäßiges

Gewehrfeuer, andere stimmten eine wilde rauschende Musik an und noch andere führten zu Ehren des jungen Monarchen einen schwerfälligen Tanz auf. Nach Beendigung der Feier geleitete der Cabozir seine hohen Gäste nach seinem Hause, einem aus Lehmwänden aufgeführten und mit Schilf gedeckten niedrigen Gebäude mit vielen Zimmern und wies ihnen dort eine Wohnung an. Man brachte ihnen in großen Kürbisschalen schmackhaft zubereitete Speisen, die aus Mehlbrei, gebratenem Geflügel und Kankie (Maisbrod) bestanden und reichte ihnen Palmwein und Peto zur Erfrischung. Am folgenden Morgen gab man dem zukünftigen Könige unter lautem Jubel, Gewehrfeuer und Musik das Geleit aus der Stadt und wünschte ihm eine glückliche Reise, während schon mehrere Boten in der Nacht nach der nächsten Stadt abgesandt waren, um dort den Cabozir von dem Besuche Buardo's im Voraus zu benachrichtigen. Mit gleicher Freude und gleicher Unterwürfigkeit wurde der junge Mann allenthalben von den Bewohnern der Ortschaften empfangen, bis er am zweiten Tage sich der Residenz seines Vaters, der Hauptstadt Zogalo, näherte. Noch eine Meile von derselben entfernt, kamen ihnen die Abgesandten des Königs mit Soldaten und Musikanten entgegen, um ihn und seine Braut nach der Stadt zu geleiten. Die Einwohner drängten

sich schon an den Thoren mit Ungestüm zu ihm heran, um ihn zu begrüßen und die Braut zu sehen, von deren Schönheit man schon so viel gehört hatte. Unter fortwährendem Gewehrfeuer, tobender Musik und den Freuderufen des Volks erreichte der Zug den Marktplatz, wo der König der Kommenden harrte und wo seine Beamten sich, zu deren Empfang bereit, aufgestellt hatten.

Kaum erkannte Buardo, über die wogende Menge hinwegblickend, den König, als er vom Pferde sprang, Semona von dem ihrigen hob und sie an seiner Hand mit ungestümer Eile seinem Vater zuführte. Beide fielen vor ihm auf ihre Kniee nieder, Beide suchten ihrem Dankgefühl Worte zu geben und Beide drückten ihre Lippen auf die Hände des Greises und benetzten sie mit ihren Thränen; doch der König hob sie zu sich auf an seine Brust, auch ihm gingen die Augen über; freudebebend preßte er die Kinder an sein beglücktes Herz, und wie ein Sturm schallte der Jubel des Volkes über den Platz.

III.

Durasso, der König der Annagus, war ein schon hochbejahrter Mann, den seine Unterthanen wegen seiner milden, verständigen Regierungsweise liebten und hochschätzten. Er war ein gewaltiger, seinen Feinden furchtbarer Krieger gewesen, hatte sein Volk in mancher blutigen Schlacht siegreich angeführt und die Unabhängigkeit desselben gegen die feindlichen Nachbarstaaten zu erhalten vermocht. Südlich von den Annagus wohnte das Volk der Mahis, mit welchem Erstere immer in Frieden gelebt hatten, doch dasselbe war seit einigen Jahren von dem König von Dahomey unterjocht worden und stand nun unter dessen Botmäßigkeit und Einfluß, woher es kam, daß die freundlichen Beziehungen desselben mit den Annagus aufgehört hatten und sie sich, wenn auch nicht in offenem Kriege, doch mißtrauisch gegenüber standen. Denn der König von Dahomey hatte, nachdem die Mahis von ihm bezwungen waren, auch einen Einfall in das Land der Annagus

gemacht, war aber mit bedeutendem Verlust von ihnen zurückgeschlagen worden, und hatte es seitdem nicht wieder versucht, seine Hand nach ihrer Freiheit auszustrecken. Die Annagus, obgleich auch Neger, wie die Mahis und die Dahomeys, standen in körperlicher und geistiger Beziehung viel höher als Jene, sie waren ein kräftiges, thätiges Gebirgsvolk, hielten auf den üppigen Hochebenen der Danaberge reiche Viehheerden, bebauten sorgsam ihre Felder, und verfertigten mit großer Geschicklichkeit vielerlei Handelsartikel, namentlich Gewebe von Wolle, Baumwolle und Bast, verschiedene Eisenwaaren, Ackergeräthe, Matten, Körbe, irdenes Geschirr und Pfeifen, die sie weithin auf die Märkte des Landes führten. Sie waren aber das einzige Volk im Westen von Nordafrika, welches keinen Sclavenhandel trieb, wenn man den Kauf und Verkauf von Frauen für den eignen Bedarf nicht so nennen will. Es stand unter ihnen nämlich jedem Manne frei, so viele Frauen zu halten, als er ernähren konnte, und diese Frauen mußte er kaufen; sie wurden seine Dienerinnen und nur eine derselben ward seine wirkliche Gattin.

Auch der König Durasso besaß viele Weiber, doch er lebte nur mit einer, und zwar in glücklicher Ehe, und war mit ihr von zwei Söhnen, Buardo, dem ältesten und Damossi, dem jüngeren, welcher jetzt sechszehn

Jahre zählte, beschenkt worden. Die Stadt Zogalo, die Residenz des Königs, lag auf der Spitze eines hohen Berges, und die schmalen Wege, die zu ihr hinaufführten, waren sehr steil und mühsam zu erklimmen. Sie war mit einer hohen Lehmmauer umgeben und außerhalb derselben noch mit einem so furchtbaren, dichten, breiten Kranz von Stachelgewächsen und Dornen umzogen, daß es unmöglich schien, Menschen könnten diese Schutzwehr übersteigen. Nur zwei Eingänge führten in die Stadt. Dieselben waren so eng, daß nur ein Pferd Raum darin hatte, und da in der Mitte des Orts sich einige vortreffliche, niemals versiegende Quellen befanden, so konnte derselbe lange Zeit einer Belagerung Trotz bieten. Es war auch vor den Mauern dieser Bergfeste, wo das Heer des Königs von Dahomey zum ersten Male den Glauben an seine Unbesiegbarkeit verloren hatte. Zweimal in der Woche wurde Markt in der Stadt gehalten, auf welchem die Leute aus der Umgegend ihre Producte feil boten, und wozu sich Kaufleute von weit her mit Waaren aller Art einfanden.

Auch als Buardo mit seiner Braut in die Stadt zog, war Markt gewesen, weshalb eine große Anzahl von Menschen dort versammelt war. Die nicht verkauften Waaren hatte man zwar schon wieder zusammengepackt

und die Fremden hatten sich angeschickt, den Heimweg anzutreten, doch die Ankunft des Königssohns und dessen schöner Braut hielt sie noch zurück, weil sie der Festlichkeit beiwohnen wollten, welche man dem jungen Paare zu Ehren veranstaltet hatte.

Der große Marktplatz war geräumt, an seiner Seite saß der König auf einem schweren, aus Holz geschnitzten und mit einer Leopardenhaut bedeckten Thronsessel, und neben ihm zu seinen Füßen lag ein ungeheurer Löwe mit gebeugten Vordertatzen und schaute ruhig und unbekümmert in die bewegte Menge, die ihn umgab. Der König hatte dieses mächtige Thier von der getödteten Mutter genommen und es eigenhändig mit so viel Sorgfalt und Güte erzogen, daß es jetzt mit dankbarer Ergebenheit seinem Wink gehorchte und ihm allenthalben auf dem Fuße folgte.

Zu seiner Rechten hatten sich Buardo und Semona, und zu seiner Linken Damossi, sein zweiter Sohn, niedergelassen, während seine Beamten ihn im Halbkreis umstanden. Auf einen Wink des Königs stürzten plötzlich gegen fünfhundert Krieger, theils mit Flinten, theils mit Keulen, Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet, von dem fernsten Ende des Platzes mit Blitzesschnelle heran, und führten zum Schein einen Angriff und Kampf aus, bei welchem sie eine bewundernswürdige

Gewandtheit und Schnelligkeit entwickelten und ein betäubendes Kriegsgeschrei ertönen ließen. Zugleich dröhnte die wildeste Schlachtmusik durch die Stadt und der Donner der Gewehre ließ die Häuser erzittern. Nach Beendigung dieses kriegerischen Schauspiels marschirten die Streiter an ihrem Könige vorüber, und ein Jeder von ihnen legte eine Hand voll Gras vor dessen Thron nieder, welches den abgeschnittenen Kopf eines Feindes vorstellte.

Es war Nacht geworden, der Platz ward nun mit ungeheuren Fackeln erleuchtet. Dann erschien die bewaffnete Schaar abermals und führte einen Kriegstanz auf. Der König gab ihnen wiederholt seine Zufriedenheit durch Winken mit der Hand zu erkennen, und nachdem auch diese Vorstellung beendet war, wurden auf seinen Befehl ungeheure Vorräthe von bereitgehaltenen Speisen und Getränken auf den Platz geführt, womit Durasso nicht allein seine Krieger, sondern auch alle Bewohner der Stadt beschenkte. Das Freudengeschrei, der Jubel und die Ausrufe für das Wohl des Königs und seiner Familie wollten kein Ende nehmen, und mit den lautesten Bezeugungen der Liebe, der Anhänglichkeit und der Dankbarkeit begleitete das Volk den alten Durasso mit seinen Kindern nach seiner

Wohnung, und gab sich dann beim Spiel und Tanz den Freuden des Festes hin.

Die Mutter Buardo's empfing ihren geliebten Sohn an ihrem Herzen und bewillkommnete mit mütterlicher Liebe und Zärtlichkeit die schöne Semona als ihre zukünftige Tochter. Freude und Glück war in das Haus des Königs eingezogen und Freude und Glück ging von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus durch das ganze Land der Annagu's; denn die Liebe, die für den König in den Herzen aller seiner Unterthanen lebte, hatte sich auch Buardo bei ihnen erworben.

Die Annagu's verehrten viele Gottheiten und dienten Fetischen, oder Zauberern. Diese Fetische waren meistens Weiber, die durch Bemalen und Verunstalten ihres Körpers, und durch Behängen desselben mit allerlei widrigen Gegenständen, wie Fröschen, Schlangen, Eidechsen und dergleichen mehr, sich ein abschreckendes Ansehen gaben und zu ihrem eignen Vortheil den Aberglauben des Volkes benutzten, welches sie mit allen Lebensbedürfnissen versorgte. Man schrieb ihnen übernatürliche Kräfte zu, hielt sie heilig, und flüchtete sich in Noth und Krankheit zu ihnen, um Hülfe von ihnen zu erbitten.

Durasso hatte in seiner Jugend bei Lebzeiten seines Vaters sich oft an der Küste in den Niederlassungen

der Europäer und Amerikaner aufgehalten, und war dort von dem Glauben an die Zauberkräfte der Fetische befreit worden, hatte aber während seiner Regierung absichtlich keine Schritte gegen diesen Aberglauben seines Volkes gethan, weil er einestheils die Unmöglichkeit einsah, dasselbe davon zu heilen, anderntheils, weil seine Unterthanen sich glückkich dabei befanden, und er kein Unrecht darin sah, sie bei ihrem Glauben zu lassen. Er verehrte, wie sie, viele Götter, besaß jedoch kein Vorurtheil gegen den christlichen Glauben, den die weißen Missionare in den Küstenstädten und auch im Lande zu verbreiten sich bemühten, ja, es hatte sich ihm selbst oft die Frage aufgedrungen, ob deren Gott nicht ein mächtigerer sei, weil die Völker, die sich zu demselben bekannten, eine so große Macht über die Erde ausübten. Er hatte durch seinen Aufenthalt an der Küste viel über die Europäer und Amerikaner erfahren, und namentlich war sein Begriff von der Größe des englischen Volkes unbegrenzt. Dies war die Veranlassung gewesen, daß er seinen ältesten Sohn, Buardo, als Knaben nach Cape Coast gesandt und ihn dort dem Unterricht bei den Missionaren übergeben hatte. Buardo war, während er die Schulen mit Erfolg besuchte, Christ geworden, worin sein Vater einen Schritt erkannte, der ihm und seinem Volke künftig zu bedeutenden

Reichthümern und größerer Gewalt verhelfen würde. Es war ihm bekannt, daß es den Christen nicht gestattet sei, mehr, wie eine Frau zu nehmen, und er fühlte sich sehr dadurch beglückt, daß Buardo, sein Thronfolger, diese bereits gewählt hatte, und zwar in einem so liebenswürdigen Mädchen, wie Semona, die sich gleich bei ihrem Erscheinen die Zuneigung der ganzen Familie und deren Umgebung erwarb. Durasso bekundete seine Freude hierüber in vielfacher Weise: die öffentlichen Festlichkeiten und Belustigungen, wozu er die Mittel gab, dauerten eine ganze Woche, er erließ für mehrere Monate seinen Unterthanen alle Steuern, machte reiche Geschenke an die Armen und ließ sofort ein großes neues Gebäude aufführen, welches seinem ältesten Sohne und dessen junger Frau zur Wohnung dienen sollte. Er beabsichtigte dieselbe glänzend auszustatten, weshalb er eine Karavane abschickte, die sich durch das Land der Ashantis und Fantis nach Cape Coast begeben sollte, um von dort die dazu nöthigen Gegenstände herbeizuschaffen, und der er seinen Sohn Domassi als Führer mitgab. Den näheren Weg nach der Küste durch das Land des Königs von Dahomey vermied er absichtlich, weil er mit diesem in keinem guten Vernehmen stand, und weil derselbe ihm sicher einen unerhörten Zoll auf die Güter abnöthigen würde.

Mit dieser Karavane sollte nun auch einer der Missionare von Cape Coast, ein Lehrer Buardo's herauf nach Zogalo geführt werden, damit derselbe Semona die heilige Taufe ertheilen und alsdann deren eheliche Verbindung mit dem jungen Prinzen vollziehen möge; denn die glückliche Braut war nun entschlossen, gleichfalls zur christlichen Kirche überzutreten.

Es wurden alle Vorkehrungen getroffen, um diesem hochgeehrten Manne jede mögliche Bequemlichkeit während der Reise zu Theil werden zu lassen, und zu seiner Sicherheit waren der Karavane fünfzig bewaffnete Männer als Geleit mitgegeben.

Während nun in dem Lande Annagu friedliches, frohes Leben und Treiben herrschte und man in Zogalo bald großen Freudenfesten entgegensah, befand sich das Küstenland Dahomey in kriegerischer Aufregung, denn der grimme schwarze Herrscher desselben hatte Befehle an viele Cabozirs in seinem Reiche erlassen, sich in einer kurz anberaumten Frist mit ihren streitbaren Männern in Abomey, seiner Residenzstadt, einzufinden. Jedermann wußte, daß ein Kriegszug unternommen werden solle, gegen welches unglückliche Land dessen Schrecken aber gerichtet werden würden, das war nur dem Könige und dessen höchsten Beamten bekannt. Die Heereshaufen begannen sich um Abomey zu sammeln,

täglich trafen neue Cabozire mit ihren Streitern ein, und bald war die Zahl der letztern bis auf sechstausend angewachsen. Es war eine wilde rohe Horde größtentheils nackter Neger von verschiedenen Racen und der mannigfaltigsten Bewaffnung. Die wenigsten waren mit Schießgewehren versehen, die meisten trugen Lanzen, Bogen und Pfeile, Keulen, Streitäxte und kurze eiserne Schwerter. Sie lagen in Abtheilungen, wie sie gekommen waren, in der nahen Umgebung der Stadt zerstreut umher und wurden täglich zweimal mit Lebensmitteln versehen. Alle verhielten sich ruhig und den Befehlen ihrer Häuptlinge gehorsam, denn sie wußten, daß es Jedem sofort den Kopf koste, der in einem Augenblick verdrießlicher Laune des Königs dessen Aufmerksamkeit auf sich lenke.

Der Morgen erschien, an welchem das Heer vor dem Herrscher von Dahomey sich zeigen sollte, um dann sofort nach dem noch nicht bekannten Orte seiner Bestimmung aufzubrechen. Die Sonne warf ihre ersten glühenden Strahlen über die Stadt, als die Schaaren in dieselbe einzogen und sich in ihren einzelnen Abtheilungen auf dem großen freien Platze vor dem Palaste des Königs sammelten, von dessen Mauern und Dächern tausende in der Sonne gebleichte Menschenschädel herabgrinzten. Vor dem Haupteingang in den ersten Vorhof

der königlichen Wohnung stand ein ungeheurer Sonnenschirm auf hoher Stange in die Erde gepflanzt und unter demselben war ein mit Gold verzierter Thronsessel aufgestellt, dessen Füße auf Menschenschädeln ruhten und dessen Arme und Rücklehne gleichfalls mit solchen geschmückt waren. Rund um den großen Platz hingen an zwischen Bäumen befestigten Stangen viele halbverweste oder vollständig vertrocknete menschliche Leichname, über denen Hunderte von Geiern in der klaren unbewegten heißen Luft ihre Kreise beschrieben. Die Kriegerscharen hatten sich dem großen Sonnenschirm gegenüber aufgestellt und vor jedem einzelnen Haufen derselben stand dessen Cabozir oder Häuptling. Jetzt verkündete dumpfer Trommelton und wilder Hörnerschall, daß der Herrscher sich nahe, und aus dem Vorhofe des Schlosses schritten des Königs weibliche Leibgarden hervor. Sie bestanden aus zwei Regimentern, ein jedes von sechshundert gut bewaffneten und gleichmäßig gekleideten kräftigen Negerinnen. Dieselben trugen einen Rock von blau- und weißgestreiftem Baumwollenzeug um ihre Hüfte, der ihnen nicht bis auf das Knie reichte, eine Hose von gleichem Stoffe, die bis über dasselbe herabhing und einen breiten Gürtel um den Leib, der diese Kleidung fest an ihren Körper schloß. Sie waren sämmtlich mit Musketen bewaffnet, trugen einen kurzen

Säbel und eine Keule an dem Gürtel, der ihren Leib umgab und führten ihre Munition in einer Patrontasche mit sich, die gleichfalls an dem Gürtel hing. Vor ihnen her wurde eine, aus einem ausgehöhlten Baumstamm verfertigte, mit Menschenschädeln verzierte ungeheure Trommel von einer riesigen Negerin auf dem Kopfe getragen, während zwei andere ihr folgten und mit Elephantenzähnen auf beiden Seiten des Instrumentes trommelten. Große Hörner, Cymbeln und Triangel vollendeten diese melodielose wilde kriegerische Musik. In ungeregelten Massen zogen die Amazonen aus dem Schloßhofe hervor und stellten sich zu beiden Seiten des großen Sonnenschirms auf, während viele Fahnen und Standarten sich über ihnen schwangen, die gleichfalls Menschenschädel auf ihren Spitzen trugen.

Jetzt erschien der König von Dahomey, ein schwarzer breitschulteriger Riese mit großen, Unheil leuchtenden Augen und weißen blitzenden Zähnen. Er schritt nach dem Sonnenschirm, unter welchem er den Thronsessel bestieg, und seine ihm folgenden Minister und höchsten Beamten, unter denen sich auch der Scharfrichter mit blankem Schwerte befand, stellten sich hinter ihm im Halbkreise auf. Kaum war er in den Schatten des Schirmes getreten, als die Krieger vor ihm sich sämmtlich niederwarfen, die Erde küßten und sich den Kopf

mit Staub bedeckten, so daß die ganze Schaar in einer über ihr aufsteigenden Staubwolke verschwand. Aber auch das Amazonencorps fiel auf die Erde nieder und warf sich Staub auf den Kopf. Nach dieser Begrüßung erhoben sich Alle, und als die Wolke, die sie verhüllte, verweht war, winkte der König seinem ersten Minister, und dieser sandte sogleich den Wink nach dem Schloßhofe weiter, von wo dann acht junge Männer erschienen und, von einer Abtheilung Amazonen begleitet, auf den Platz vor den König schritten. Sie waren gefesselt und die Hände waren ihnen auf der Brust zusammengebunden. Man sah es ihnen an, daß ihnen das Schicksal bekannt war, welches sie hier erwartete, und daß Keiner von ihnen daran dachte, demselben entgehen zu können. Sie standen stolz erhoben vor dem blutdürstigen Tyrannen und schienen wenigstens mit ihren Blicken denselben bekämpfen zu wollen, da man ihnen die Macht genommen, es mit ihren Armen zu thun, ja selbst es ihnen unmöglich gemacht hatte, ihn mit Worten anzugreifen; denn ein kurzes Stück Holz war ihnen zwischen die Zähne gebunden, welches sie am Reden verhinderte. Mit wuthblitzenden Augen begegnete der König den Blicken der gefangenen Jünglinge und stieß dann die gräulichsten Verwünschungen gegen sie

und gegen das Volk, dem sie angehörten, gegen die Annagu's aus.

Hierauf winkte er den Häuptlingen, sich ihm zu nähern, welchem Befehle dieselben eiligst Folge leisteten, sich abermals vor dem Herrscher niederwarfen und sich mit Staub bedeckten. Dann stellten sie sich vor ihm auf, um seinen Willen zu vernehmen.

„Meine alten Feinde, die Annagu's, haben abermals meine Macht verspottet und sich an meinem Eigenthum vergriffen!“ rief er mit wüthender Donnerstimme. „Buardo, der Sohn des Königs der Annagu's, scheute sich nicht, eine Sclavin zu rauben, die mir der Händler Sarszan aus dem fernen Osten der Sahara zuführte. Sarszan hat mir einen Boten gesandt und mir gemeldet, daß Buardo mit seinen Jägern ihn in seinem Lager am Nigerflusse überfallen und die Sclavin, die für mich bestimmt war, gewaltsam von ihm genommen habe. Fluch über das Land der Annagu's und Fluch über sein ganzes Volk, möge es bis auf den letzten Mann unter Euren Waffen verbluten! Brecht auf, macht die Städte der Annagu's der Erde gleich, und wer mir diesen Buardo und die Sclavin Semona lebendig bringt, der soll nach mir die größte Macht in meinem Reiche erhalten!“

Diesen grimmigen Befehl begleitete der König mit

den wildesten drohendsten Bewegungen und rief dann dem Scharfrichter zu, den acht gefangenen Annagu-Jünglingen, die man auf der Durchreise von der Küste nach ihrer Heimath aufgegriffen hatte, die Köpfe abzuschlagen. Die Gefangenen mußten einige Schritte von einander entfernt in einer Reihe niederknien, und der Scharfrichter hieb Dreien von ihnen den Kopf vom Rumpfe und zwar bei Jedem auf den ersten Schlag, doch beim Vierten fehlte er sein Ziel und sein Schwert drang dem Unglücklichen in den Schädel, worauf dieser jammernd und wimmernd zusammensank. Da sprang der König von seinem Throne herab, riß dem Scharfrichter das Schwert aus der Hand und hieb nun selbst den noch übrigen vier Opfern die Köpfe herunter. Mit lautem schallenden Gelächter gab er dem Scharfrichter das Schwert zurück und sagte ihm, er habe große Lust, gelegentlich auch an seinem Kopfe seine Kunst zu versuchen.

Darauf ernannte er einen der höheren Officiere aus seinem Gefolge zum Oberbefehlshaber der marschfertigen Streiter und wies ihn an, sofort aufzubrechen und nach seinen Befehlen zu handeln.

Abermals ertönte jetzt die stürmische Kriegsmusik der königlichen Leibgarden, die Amazonen begannen ein unregelmäßiges Gewehrfeuer, welches einzeln von den

marschfertigen Kriegern beantwortet wurde und alle brachten dem Könige wilde donnernde Hurrah's. Die Köpfe der acht Annagu's wurden jetzt dem Herrscher vorangetragen und die Amazonen begleiteten ihn in den Palast zurück.

Die einzelnen Theile dieses sogenannten Palastes bestanden in einstöckigen, aus Lehm aufgeführten Häusern, deren Strohdächer weit über die Wände hervorragten und, von Säulenreihen getragen, vor den Gebäuden eine Veranda bildeten, welche die Sonnenstrahlen von denselben abhielten. Eine hohe Lehmmauer umgab diese Wohnungen und zugleich zwei große Höfe vor denselben, in welchen sich die weiblichen Soldaten des Herrschers aufhielten. Die ganze Stadt Abomey, deren Einwohnerzahl sich auf Zehntausend belief, bestand aus solchen Lehmgebäuden, welche ohne alle Ordnung hier und dort errichtet waren, wie es der Zufall gerade gewollt hatte. Dieser Ort war von dem Könige der gesunderen Lage wegen der großen, an der Meeresküste gelegenen Stadt Whydak als Residenz vorgezogen worden, doch besaß er auf dem Wege dorthin noch mehrere solcher Paläste, die er von Zeit zu Zeit mit seinem Hoflager besuchte. Nach Whydak begab er sich nur selten und dann nur, wenn er eine bedeutende Zahl in feindlichem Lande

erbeuteter Sclaven nach der Küste brachte, um sie an die dort wohnenden Sclavenhändler zu verkaufen.

Kaum war der König in sein Schloß zurückgekehrt, als die Stadt Abomey sich belebte, die Leute aus ihren Häusern hervorkamen und sich zu den fremden Truppen drängten, um zu hören, in welches Land der Kriegszug unternommen werden sollte; denn so lange der König sich außerhalb seines Palastes befand, wagte es Niemand, sich sehen zu lassen. Alles verkroch sich in die Häuser, um nicht zufällig seinem Blick zu begegnen.

Der Oberfeldherr, dessen Name Bokavo war, sandte nun Eilboten vor sich her, welche in allen Städten und Dörfern, die er auf seinem Marsch durch Dahomey und durch das Mahiland berühren würde, sein baldiges Erscheinen verkünden mußten, damit man für die Beköstigung der Truppen Sorge trage. Zugleich forderte er im Namen des Königs die Cabozire jener Orte auf, ihn mit noch mehr Kriegern zu versehen.

Das Heer setzte sich noch an demselben Abend in Bewegung und erreichte nach fünf langen ermüdenden Tagesmärschen die Grenze des Annagulandes. Die Kunde von seiner feindlichen Annäherung hatte diese Grenze aber schon lange vorher überschritten und war, wie ein drohendes Gewitter aus heiterm Himmel in die freuderfüllte Stadt Zogalo eingedrungen. Schreck und augen-

blickliche Bestürzung war die erste Folge von der eingetroffenen Nachricht, doch als auch die Enthauptung der acht Männer bekannt wurde, verschwand jede Sorge, jede Bangigkeit, und nur eine Stimme tönte durch die Stadt: die nach Vergeltung!

Mit Ungestüm drängten sich alle waffenfähigen Männer vor die Wohnung des Königs und erklärten sich bereit, Buardo zum Kampfe gegen den heranrückenden Feind zu folgen. Die ganze Stadt war in vollem Leben, Waffen wurden ausgebessert und neue angefertigt, Lebensmittel wurden eingepackt, um sie auf dem Kriegszug mit zu führen, und Eilboten wurden durch das ganze Land gesandt, um die Häuptlinge mit allen kriegstüchtigen Männern im Eilmarsch nach Zogalo zu rufen.

Nicht ohne Thränen schied Semona von dem Geliebten, als derselbe sein Roß besteigen wollte, um selbst zu den mächtigsten Cabozirs zu reiten und sie zum Kampfe zu rufen; weinend schlang sie ihren Arm um seinen Nacken und reichte ihm den Abschiedskuß, dann aber geleitete sie ihn selbst zu dem Pferde und sagte:

„Eile Buardo, wer Dir nicht gern und freiwillig folgt, der ist nicht werth eine Waffe zu tragen, noch sich ein Annagu zu nennen!“

Fast stündlich kamen nun Eilboten in der Stadt

an, um dem Könige zu melden, wie weit die Feinde schon auf ihrem Wege vorgedrungen seien, und jeder neu ankommende bezeichnete eine größere Zahl derselben.

Doch auch in Zogalo sammelten sich die Streiter rasch, jeder Tag brachte neue Truppen, und als die Kunde einlief, daß die Dahomey's die Grenze von Annagu erreicht hatten, zog Buardo mit noch tausend Mann in die Feste ein.

Es waren jetzt dreitausend Krieger in Zogalo versammelt, die bereit waren, für ihre Freiheit, für Haus und Herd, für Weib und Kind zu siegen oder zu sterben, und die den Augenblick kaum erwarten konnten, den bereits auf zehntausend Mann angewachsenen Feind anzugreifen. Es waren Boten in die, an der Grenze des Mahilandes flach gelegenen Städte gesandt worden, welche deren Bewohner aufgefordert hatten, sich mit ihrer beweglichen Habe in die Berge zurückzuziehen, da man bei ihnen in der Ebene dem überlegenen Feind nicht begegnen, sondern ihn erst in die Engpässe der Gebirge vordringen lassen wollte. Noch in der Nacht, nachdem Buardo zurückgekehrt war, rüstete sich die Schaar in Zogalo zum Abmarsch; der Marktplatz war mit Fackeln hell beleuchtet, der König hatte sich dort eingefunden, um von den Kriegern Abschied zu nehmen und ihnen seinen Segen zu ertheilen, und Alt

und Jung der zurückbleibenden Einwohnerschaft drängte sich herzu, um den abziehenden Männern Glück und Sieg zu verheißen. Laute stürmische Hurrah's zu Ehren des Königs drangen in die Wohnung desselben, als Buardo dort die heißgeliebte Semona umschlang, sie an seine hochschlagende kampfbegierige Brust drückte und ihr Lebewohl sagte. Innig und seelenvoll schmiegte sie sich an sein Herz, klar und rein, wie ihre Liebe war, fielen die Thränen von ihren langen Wimpern, aber nicht klagend, nicht zagend nahm sie Abschied, stark und stolz auf die hohe, heilige Pflicht, auf die hehre, edle Begeisterung, die den Geliebten zum Kampfe rief, schlug ihr Herz seiner würdig, und selbst wand sie den blanken Waffenschmuck um seine Hüfte. Dann nahm sie das prächtige Perlenband von ihrem zarten Nacken, schlang es um den Hals des Geliebten und sank noch einmal in hingebender, beseligender Liebe an sein Herz. Da klangen die Hörner der Krieger, die ihres Führers harrten, laut und schmetternd zu den Ohren der Liebenden, noch einen heißen langen Kuß, noch einen Händedruck, noch einen tiefsinnigen Abschiedsblick und Buardo sprang nach seinem Rappen, der von einem Fackelträger vor dem Thore der Wohnung gehalten wurde. Er schwang sich auf dessen kräftigen Rücken und sprengte über den Platz seinen Waffen-

brüdern zu. Mit lautem Jubelruf wurde er von der Streiterschaar begrüßt, und an ihrer Spitze sein ungeduldiges Roß zügelnd, führte er sie unter den stürmischsten Hurrah's des Volkes bei seinem königlichen Vater vorüber. In dem Lichte der hochgeschwungenen Fackeln blitzten und glänzten die Waffen der Krieger, lustig wogten die bunten Fahnen über ihren schwarzen Häuptern und hoch ließen die Frauen und Mädchen ihre Tücher zum Abschied wehen. Auch Semona stand mit den Frauen des Königs in dessen Nähe und winkte dem dahinziehenden geliebten Manne ihres Herzens Lebewohl zu, bis die Dunkelheit ihn vor ihren sehnsüchtigen Blicken verbarg.

Gegen Mittag erreichte am folgenden Tage die Schaar einen engen Paß in den Gebirgen, durch welchen der einzige Weg nach Zogalo von dem Mahilande hinführte, und durch welchen der Feind kommen mußte. Hier ließ Buardo seine Truppen halt machen und sandte mehrere Boten auf den schnellsten Pferden dem Feinde entgegen, um durch sie von seinem Heranrücken zeitig benachrichtigt zu werden. Er ließ seine Leute der Ruhe pflegen und Lebensmittel unter sie vertheilen, während ein dichter Palmenwald zwischen den zu beiden Seiten aufstrebenden felsigen, mit hohen dichten Büschen bedeckten Höhen sie in ihren kühlen Schatten aufnahm

und klare sprudelnde Quellen ihren Durst löschten. Die Sonne war schon hinter den zum Himmel aufsteigenden felsigen Wänden versunken und deren Schatten dehnten sich über die Schlucht aus, als die Boten heransprengten und das rasche Nahen der feindlichen Heerschaaren meldeten. Alles griff zu den Waffen und die einzelnen Cabozirs sammelten ihre Krieger um sich. Buardo ließ nun tausend Mann in dem Palmenwalde zurück, und zwar die Truppen, welche am zahlreichsten mit Feuerwaffen versehen waren, dann sandte er ungefähr eben so viele an die Felswände zur linken Seite der Schlucht vor dem Palmenwalde, nahm den Rest der Schaar, worunter die Krieger aus Zogalo, selbst mit sich und verbarg sich mit ihnen an der rechten Seite des Engpasses hinter dem Gebüsch und dem Gestein der Abhänge. Bald lag eine Todtenstille auf dem engen Thale und kein Laut, keine Bewegung verrieth die Gegenwart eines lebenden Wesens. Das Düster des Abends hatte sich schon über die Schlucht gelegt und die Schatten in dem Palmenwalde wurden tiefer und dunkler, als die Kriegerhorden von Dahomey in den Engpaß unbesorgt und unbekümmert einrückten und sich ihre Massen vorwärts drängten, um den Palmenwald zu erreichen, wo sie bei dessen Quellen die Nacht zuzubringen beschlossen hatten; denn daß die Annagu's

sich in ihre Felsenvesten einschließen und es nicht wagen würden, eine ihnen so weit überlegene Macht selbst anzugreifen, darüber waren sie außer Zweifel.

Die ganze ungeregelte Truppenmasse war in die Schlucht eingedrungen und ihre Spitze hatte bereits die ersten Palmen des Waldes erreicht, als die darin lauernden Annagu's plötzlich Feuer auf sie gaben und ihre Kugeln in den dichten Haufen der Dahomey's Tod und Bestürzung verbreiteten. Dieselben prallten zurück; doch Bokavo, der Oberbefehlshaber, ließ seinen furchtbaren Kriegsruf aus der Mitte der Heereshaufen erschallen, drängte mit dem Kern seiner Macht gegen den Palmenwald an und im Sturm wogte jetzt die ganze Masse vorwärts. In diesem Augenblick aber dröhnte der Kampfruf Buardo's durch die Schlucht; hinter den Felsen und den Büschen der Bergwände sprangen die Annagu's hervor, und stürzten sich, wie reißende Gebirgsströme, von beiden Seiten in den Engpaß auf die überraschten Horden der Dahomey's. Zugleich stürmten ihre Brüder aus dem Palmenwalde heran, und Mann gegen Mann wüthete der Tod nun in der verworrenen wogenden Menschenmasse. Wuth und Verzweiflung auf beiden Seiten, war es ein Morden und Schlachten ohne Mitleid, ohne Erbarmen, selbst die Sterbenden zerfleischten einander noch und die Todten hielten sich noch

umklammert. Wie von einem Gewitter wurden die Berge durch die Donnerlaute der Schlacht erschüttert, doch zwei Stimmen übertönten den Sturm vor allen andern, es waren die Kriegsrufe der beiden Heerführer, Buardo's und Bokavo's. Sie hatten entfernt von einander gefochten, doch jetzt hatte Buardo die Stimme seines Gegners erkannt und bahnte sich mit einer kleinen Schaar von Männern aus Zogalo den Weg zu dem Anführer der Feinde. Mit Tod und Vernichtung bezeichnete er seine Spur durch die Schläge seiner furchtbaren Keule Schritt für Schritt, bis sein Auge plötzlich auf die Riesengestalt Bokavo's fiel und er ihm zurief, seine Streitaxt gegen ihn, gegen Buardo, den Königssohn, zu wenden.

Bokavo's schwere Axt spaltete einem Annagu-Krieger den Kopf in dem Augenblick, als Buardo ihm zurief, und schon im nächsten Moment hob er die tödtliche Waffe gegen diesen edlen auf ihn eindringenden Jüngling. Doch Buardo's Keule war schneller und gewichtiger, sie traf im Schlag mit der Axt krachend und klingend zusammen, warf sie zurück gegen ihren eignen Herrn und fiel mit solcher Gewalt auf die Schulter Bokavo's, daß dieser stöhnend unter ihr zusammenbrach und die Hände abwehrend zu Buardo aufhob. Aber zum zweiten Male sauste die Keule durch die Luft und

zerschmetterte nur den Schädel des Anführers der Dahomey's. Mit Entsetzen sahen dessen Leute ihn fallen und flohen dann heulend über das Schlachtfeld, während Buardo ihnen auf dem Fuße folgte und seine kleine Schaar hinter ihm lautes gellendes Siegesgeschrei ertönen ließ. Wie ein Lauffeuer drang die Kunde von Bokavo's Tod unter seine immer noch kämpfenden Truppen, Angst und Schrecken verbreitete sich in ihren Reihen, sie stoben zurück vor dem immer lauter schallenden Siegesruf der Annagu's und bald stürzten die Dahomey's in wilder verworrener Flucht dem Ausgange des Engpasses zu. Sie warfen die Waffen fort und erklommen links und rechts die steinigen Höhen, um sich vor den ihnen folgenden Söhnen der Berge zu retten; denn wer sich nicht ihren Blicken entzog, oder durch die Schnelligkeit seiner Füße entkam, wurde niedergehauen. Meilenweit war Buardo selbst mit seinen Männern aus Zogalo den Fliehenden gefolgt und Hunderte derselben waren unter ihren Waffen verblutet, als die Nacht dem Morden Einhalt that und die Annagu's den Rückweg nach dem Palmenwalde antraten.

Die Körper der Gefallenen machten ihnen in der Dunkelheit den Weg immer beschwerlicher, je mehr sie sich dem Walde näherten, und in der Schlucht, wo der Kampf begonnen hatte, gingen sie auf Leichen. Bald

war nun die tapfere Schaar der Annagu's unter den Palmen an den Quellen wieder versammelt, sie hatten auch ihre Verwundeten dorthin getragen, und der ganze Wald war mit Tageshelle durch ihre Lagerfeuer erleuchtet, aber kein Jubel, kein Siegeslied erschallte, denn der Sieg hatte zu Viele ihrer Freunde gekostet. Alle waren zu Tode ermattet und nur Wenige waren unter ihnen, die unverletzt aus dem Kampfe gegangen waren. Die schwer Verwundeten ruhten beim Feuer und wurden von ihren Freunden verbunden und gepflegt, und die wenigen Gesunden bereiteten für ihre Kameraden die Speisen und erquickten sie mit frischem Trunk. Auch Buardo hatte mehrere Wunden empfangen, die aber die Kraft seines starken Körpers nicht beeinträchtigten, denn er ging von Feuer zu Feuer und tröstete und half seinen leidenden Brüdern. Zwei Boten hatte er auf den schnellsten Pferden nach Zogalo abgesandt, welche die Siegesnachricht dorthin tragen und der Geliebten seines Herzens seine Grüße überbringen sollten.

Die Nacht verstrich ungestört und als der Tag sein Licht durch die Berge warf, sammelten sich Tausende von Geyern über der Schlucht, die lautlos ihre Kreise über dem Todtenfeld beschrieben. Jetzt verließen die Annagu's das Lager und begaben sich auf den Kampfplatz, um die Waffen der Gefallenen zu sammeln und

namentlich alle Feuergewehre zu erbeuten. Auch große Vorräthe von Lebensmitteln, so wie eine zahlreiche Heerde Schlachtvieh, welche die Dahomey's mit sich geführt hatten, fiel in ihre Hände. Zugleich trugen sie ihre gefallenen Brüder in den Wald, wo sie dieselben beerdigten; es wurden Tragen bereitet, um die schwer Verwundeten nach Zogalo zu schaffen, und als der Abend kam, setzte sich das Heer, Buardo an seiner Spitze, nach der Bergveste in Bewegung. Gern wäre der Jüngling seinem Herzen gefolgt und wäre auf seinem flüchtigen Roß der Geliebten zugeeilt, er konnte aber seine leidenden Waffenbrüder nicht verlassen, denen seine Gegenwart ein Trost war. Sie marschirten während der ganzen Nacht und rasteten nur hier und dort an den Gewässern der Gebirge, um sich und die Kranken zu erquicken. Als aber die Sonne aufstieg und ihre Strahlen zu sengen begannen, suchten sie Schutz gegen deren Gluth in dem Schatten eines dichten hohen Waldes und betteten ihre Kranken an dem grünen Ufer eines rauschenden Baches. Die Sonne stand im Zenith und die Annagu's hatten sich der Ruhe und Erholung hingegeben, als plötzlich Freudenstimmen laut wurden und man in der Ferne auf der Straße einen Zug von Frauen gewahrte, die sich dem Lager näherten. Es waren Frauen aus Zogalo, die kamen, um den Ver-

wundeten beizustehen und den Männern ihre Bürde zu erleichtern. Auch Buardo war überrascht und erfreut aufgesprungen und ging ihnen entgegen, als aus den Reihen der Nahenden eine Reiterin hervorsprengte und er Semona, die Heißersehnte, erkannte. Er lief ihr jubelnd entgegen, doch noch ehe er sie erreichte, warf sie sich vom Pferd und eilte fliegenden Fußes mit offenen Armen auf ihn zu. Unter Freudenthränen sank sie an seine Brust, an seine Lippen, und ihre Arme hielten den Geliebten umschlungen, als wolle sie ihn nimmer wieder von sich lassen. Arm in Arm geleiteten sie einander nach dem Lager und Semona vertheilte dort selbst die herrlichen Früchte, welche die Frauen hierhergetragen, unter die Kranken und reichte ihnen Peto und Palmwein. Dann suchte sie mit dem Geliebten ein schattiges Plätzchen an dem brausenden Wasser, lauschte dort seiner Erzählung über die Tapferkeit seiner Kampfgenossen, hing mit ihrer ganzen Seele an seinem Blick und ließ ihn an ihrem Herzen ruhen. Erst als die Sonne sich neigte, brachen die Annagu's wieder auf, um nun, von den Frauen unterstützt, in einem Marsch nach Zogalo zu eilen, wo sie auch in der Nacht eintrafen. Schon von Weitem glänzte ihnen das Licht der Fackeln, womit die Stadt erleuchtet war, entgegen, und der Jubel der Einwohnerschaft empfing

sie schon an dem Fuße des Berges. Im Triumph zogen sie in die Straßen ein und der König mit seinen Beamten und seinen Frauen kam ihnen entgegen. Unter donnernden Hurrah's und Freudenrufen des Volkes schloß der König seinen Sohn in seine Arme, und mit bebender Stimme dankte er den Kriegern für ihre Treue, ihre Aufopferung. Die Freude über den großen Sieg, den die Annagu's über ihre Feinde errungen hatten, wurde aber sehr durch ihren Verlust an Kameraden gemäßigt, denn es fehlten über fünfhundert Mann an der Zahl, die aus Zogalo ausgezogen waren. Freilich hatten sie deren Tod schwer gerächt, denn es waren sicher eben so viele Tausende von den Dahomey's, als Hunderte von ihnen, auf dem Schlachtfelde geblieben. Acht Tage lang verweilten auf den Wunsch des Königs sämmtliche Cabozir's mit ihren Leuten in der Stadt, um sich beim frohen Mahle, bei Fest und Tanz zu erholen.

IV.

Ganz anders war die Stimmung in Abomey, als die Kunde von dem Ausgang der Schlacht dorthin gelangte und die Trümmer der Armee dort einrückten. Wie ein angeschossener Stier wüthete und tobte der König und Alles flüchtete vor seinem Blick. Niemand wagte sich bei Tag aus dem Hause, denn täglich geschah es, daß er Leute auf der Straße aufgreifen und sofort vor seinen Augen enthaupten ließ. Er schwur, furchtbare Rache an den Annagu's zu nehmen und ihr Geschlecht von der Erde zu vertilgen. Seine Amazonen sollten dies blutige Werk ausführen, zu welchem Zweck er den Befehl gab, alle weiblichen Regimenter aus den Provinzen nach Abomey kommen zu lassen. Bald waren neuntausend gleichmäßig gekleidete und vollständig gut bewaffnete, mit Musketen versehene Amazonen in der Residenz versammelt und alle Vorbereitungen zu dem Vertilgungskriege wurden eiligst getroffen. Solche Rüstungen konnten den Annagu's nicht lange unbekannt bleiben und auch sie trafen mit all ihren Kräften Anstalten, um dem racheschnaubenden Feinde abermals zu begegnen. Buardo erkannte zwar in der Bewaffnung

der Amazonen deren große Ueberlegenheit über seine Truppen an, indem nur die bei Weitem geringere Zahl seiner Leute mit Schießgewehren versehen war, auch kannte er den Muth und die Kriegstüchtigkeit jener weiblichen Krieger; der glänzende Sieg aber, den er über ein so mächtiges Heer errungen hatte, gab ihm Vertrauen und Zuversicht in die Kraft seines Volkes, das ja für seine heiligsten Güter, für seine Freiheit und Unabhängigkeit und für sein Eigenthum und seine Lieben kämpften sollte. Er selbst ritt im Lande umher, stellte dessen Bewohnern die Folgen einer Unterwerfung unter die barbarische Tyrannei des Königs von Dahomey vor und forderte sie auf, mit ihm bis auf den letzten Mann die Selbstständigkeit ihres Landes zu vertheidigen. Allenthalben wurde er mit großer Begeisterung empfangen, im ganzen Lande griff man zu den Waffen und abermals wurde Zogalo der Sammelplatz der kampfbereiten Männer von Annagu. Ihre Zahl war diesmal auf beinahe fünftausend angewachsen, die nun theils in der Bergveste selbst, theils in nahe gelegenen Ortschaften untergebracht wurden und für deren gute Verpflegung der König Durasso es an Nichts fehlen ließ. Von Tag zu Tag sah man der Nachricht über das Anrücken des Heeres von Dahomey durch die an der Grenze ausgestellten Kundschafter entgegen, um dasselbe abermals in der Bergschlucht zu erwarten, wo man den letzte

Sieg erfochten hatte. Man vernachlässigte aber nicht, die Stadt Zogalo in vollkommensten Vertheidigungszustand zu setzen, man besserte den hundert Fuß breiten und acht Fuß hohen Dornenwall, der die Stadtmauer umgab, aus, so daß sich keine Lücke mehr darin befand, man stellte die Lehmstufen hinter der Mauer her, um von da über dieselbe und über den Dornenwall hinweg den angreifenden Feind beschießen zu können, man verstärkte die beiden Thore und machte Vorrichtungen, um sie zu verrammeln, und schaffte bedeutende Vorräthe von Lebensmitteln in die Stadt.

Auch in den Wohnungen des Königs war man eifrig beschäftigt, Vorkehrungen für den Fall einer Belagerung zu treffen. Die hohe Mauer, welche die Gebäude umgab, wurde in Stand gesetzt, eine große Anzahl von Gewehren wurde geladen und in Bereitschaft gehalten, und namentlich stellte man einen geheimen unterirdischen Gang sorgfältig her, der von des Königs Zimmer unter der Stadtmauer und unter dem Dornenwall hinführte und in bedeutender Entfernung von der Stadt in einem Walde ausmündete. In dichten Dornenbüschen im Dunkel des Waldes war der Ausgang versteckt und vor demselben war eine Hütte erbaut, von der das Volk glaubte, daß sie ein Zauberer bewohne, weshalb es Niemand wagte, in ihre Nähe zu kommen. Der Eingang zu diesem geheimen Wege war in einem

der Gemächer des Königs, wo sich dessen Frauen aufhielten, mit einem schweren flachen hölzernen Kasten bedeckt, der sich in künstlicher Weise durch den Druck auf eine Feder bewegte, die nur der Familie Durasso's bekannt war. Der Kasten stand offen und wurde zum Aufbewahren von werthlosen Gegenständen, wie Decken, Matten und Tüchern benutzt, so daß Niemand den eigentlichen Zweck desselben vermuthen konnte. Aber nicht allein in der Wohnung des Königs gedachte man einer letzten verzweifelten Vertheidigung, in jedem Hause der Stadt ergriff man Maßregeln dafür, und alle Frauen und Mädchen schafften sich Waffen, um für ihren eigenen Herd zu kämpfen.

Plötzlich sprengten bei Sonnenuntergang mehrere Kundschafter mit der Nachricht in die Stadt, daß der Feind die Grenze des Landes erreicht habe und seine Gewehre über ihm in der Sonne blitzten, wie ein glühender Feuerstrom. Entschlossen, aber ernst, sammelten sich schnell die Streiter, denn ein Jeder von ihnen fühlte, daß sie einem Kampfe entgegengingen, der das Schicksal ihres ganzen Volkes entscheiden sollte. Weiber und Kinder hingen an ihren Männern, Vätern, Brüdern und Söhnen, um unter Thränen Abschied zu nehmen, doch nirgends wurde eine Klage laut, wohl aber hörte man die Tapferkeit der Männer von Annagu preisen und ihren Freiheitssinn, ihre Unabhängigkeit rühmen,

die sie bis jetzt gegen jede fremde Macht bewahrt hatten. Mit einem donnernden Hurrah begrüßte die zum Sieg oder Tod entschlossene Schaar ihren geliebten jungen Führer Buardo, als er Arm in Arm mit Semona aus der königlichen Wohnung hervortrat und auf den Platz zu seinem Vater schritt. Tief bewegt, doch mit Stolz und Zuversicht auf seinen Sohn blickend, schloß der König ihn an seine noch kräftige Brust und rief, zum Himmel aufschauend, den Schutz der Götter auf ihn herab. Dann wandte sich Buardo zu den Frauen Durasso's und sagte seiner weinenden Mutter Lebewohl, und nun öffnete er seiner Semona die Arme zum letzten Abschied. Der wild schallende Hörnerklang riß ihn von ihrem Herzen, noch einmal preßte er seinen Mund auf ihre weichen Lippen, er sah ihre Thränen fallen, fühlte ihren Blick voll Schmerz und doch voll Muth und Hoffnung in seine Seele dringen und schwang sich dann mit überwältigten Gefühlen auf sein scharrend Roß. Fort schritt die entschlossene Schaar, und ihr nach zogen tausend heiße sehnsüchtige Wünsche für ihre glückliche siegreiche Rückkehr. Am Fuße des Berges harrten ihr schon die übrigen Truppenabtheilungen, Donnergrüße und Sturmmusik wurden ihr von den Waffenbrüdern entgegengesandt, und vereinigt setzte sich das ganze Heer, von Buardo geführt, und von dem Dunkel der Nacht um-

geben, in Marsch. Das Schweigen, das auf diesen kräftigen Söhnen der Berge lag, bezeugte den schweren Ernst ihrer nächsten Zukunft, keiner von ihnen dachte an die Gefahr, die seiner eigenen Person drohte, nur ihr gesammtes Volk und dessen Freiheit, mit der es leben, oder untergehen wollte, hatten Alle vor Augen.

Ohne zu rasten, bergauf, bergab, über Felsen und loses Gestein und durch sumpfige bewaldete Niederungen, waren die Männer während der ganzen Nacht eilig vorwärts geschritten, als mit dem ersten Grauen des Tages mehrere Botschafter ihnen entgegenkamen und meldeten, daß der Feind noch einen halben Tagesmarsch von der zum Kampf erwählten Bergschlucht im Lager stehe und noch kein Zeichen zum Aufbruch gegeben habe. Demohngeachtet bestand Buardo darauf, im Marsch zu bleiben und die Ruhe, die seinen Truppen noch vor der Schlacht werden sollte, erst auf dem erwählten Kampfplatze zu suchen. Trotz der Ermüdung durch die nächtliche Wanderung, fügten sich seine Waffengefährten willig seinem Vorschlag und schritten unverdrossen vorwärts, bis sie endlich kurz vor Mittag den ersehnten Palmenwald erreichten. Ermattet und erschöpft sanken sie an den frischen Quellen in dem erquickenden kühlen Schatten des Waldes nieder und gaben sich der Erholung durch Speise, Trank und Schlaf hin. Boten kamen und wurden abgesandt, aber immer noch stand der Feind

unbeweglich in demselben Lager. Der Abend kam, die Sonne versank und die Sterne blitzten über der dunkeln Bergschlucht, immer noch hatten die Amazonenschaaren von Dahomey sich nicht in Bewegung gesetzt. Eine tiefe Stille ruhte auf dem Thal, die nur durch das Geheul der reißenden Thiere unterbrochen wurde, welche sich hier beim Schmause an den in letzter Schlacht gefallenen Dahomey's versammelt hatten. Die Annagu's fühlten sich vollkommen ausgeruht und neu gekräftigt und es wurden viele Stimmen unter ihnen laut, dem Feind entgegenzugehen und ihn selbst anzugreifen; doch Buardo zügelte ihr Verlangen und zeigte ihnen das Thörichte eines solchen Unternehmens. Endlich gegen Morgen, noch ehe der Tag graute, kamen die ausgesandten Kundschafter angesprengt und meldeten, daß der Feind gegen Mitternacht sich in Marsch gesetzt habe. Schnell vertheilte Buardo nun abermals seine Streitmacht in dem Palmenwalde und an den Bergabhängen zu beiden Seiten der Schlucht, erinnerte seine Waffengenossen nochmals an den Preis, wofür sie kämpfen würden, und gab seine Anordnungen auch für den möglichen Fall, daß sie die Schlucht nicht behaupten könnten und der Uebermacht des Feindes weichen müßten. Dann sollten sie sich um ihn sammeln und sich kämpfend nach Zogalo zurückziehen. Er selbst blieb in dem Palmenwalde, um von dort aus den Angriff zu führen. Noch

war es Nacht, die Streitermassen waren vertheilt und die Feuer in dem Walde erloschen. Alles war ruhig und nach und nach zitterte das Grauen des Morgens durch die Berge. Da tönte ein Rauschen und Klirren durch das Thal und bald wurden die schwarzen Massen der anrückenden Amazonen sichtbar. Näher und näher kamen die grimmen Weibergestalten, mit schußbereiten Waffen drangen sie in die Schlucht ein und ihre glänzenden, Unheil drohenden Blicke richteten sich auf die Bergwände zu ihren beiden Seiten. Jetzt erkannten sie hier und dort die sich verbergenden und auf den Schlachtruf ihres Führers harrenden Annagu's, und einzelne Schüsse gaben das Zeichen zum Beginnen des Kampfes. Da brach Buardo mit einem Kugelregen aus dem Walde hervor und stürmte an der Spitze seiner Schaar unter lautem gellenden Kriegsgeschrei auf die dichtgedrängten Reihen der Feinde. Zugleich stürzten seine Kameraden von den Bergen herab auf die kampfbereiten Amazonen und wurden von ihnen mit einem furchtbaren Gewehrfeuer empfangen. Buardo hatte beabsichtigt, durch den schnellen allgemeinen Angriff in der engen Schlucht den Gebrauch der Schußwaffen in den Reihen des Feindes zu vermindern und so dessen Ueberlegenheit zu schwächen; doch die Amazonen waren hierauf vorbereitet gewesen; wie die Antilopen sprangen mehrere Regimenter links und rechts an den Höhen hinauf und

unterhielten nun von dort aus ein mörderisches Feuer auf die Annagu's, welche vergeblich auf die geschlossenen Massen der in der Schlucht verbliebenen feindlichen Truppen einstürmten und ihre Reihen zu durchbrechen suchten. Mit verzweifelter Wuth wogte der Kampf in dem Thale auf und nieder, und der Kugelregen fiel vernichtend von den Bergen auf die tapfern Annagu's, die Schritt für Schritt nach dem Palmenwalde zurückgedrängt wurden und den Boden, von dem sie wichen, mit gefallenen Brüdern bedeckt ließen. Tausende von Leichen füllten die Schlucht, das Blut floß in Strömen und der Donner der Gewehre und das Klirren der Waffen ließ die Felsen zittern. Da gab Buardo das Zeichen zum Rückzug, schlug einen engen Fußpfad durch die Gebirge ein, auf dem der ihm nachrückende Feind seine Macht nicht entfalten und auf welchem er in der kürzesten Zeit Zogalo erreichen konnte. Bald gaben die Amazonen auch die Verfolgung auf diesem Wege auf und zogen sich auf die Straße zurück, während Buardo mit kaum noch dreitausend Mann der Bergveste zueilte.

Die Sonne war im Sinken, als die heldenmüthigen Streiter von Annagu den steilen Weg nach Zogalo erklommen und von den Einwohnern mit Schrecken und Entsetzen empfangen wurden. Erschöpft und todesmatt zogen sie in die Stadt ein, und Alt und Jung, Männer und Weiber bereiteten sich nun zu einem Kampf auf Leben und Tod vor.

Unter Thränen empfing Semona den verwundeten Heißgeliebten an ihrem Herzen, doch unverzagt und stark wies sie auf die Uneinnehmbarkeit der Feste und auf die Tapferkeit der Männer hin, die sie vertheidigen würden, und gelobte, an Buardo's Seite zu fechten und, wenn es sein müsse, zu sterben. Sie ging selbst mit ihm hinaus vor die beiden Thore der Stadt, wo über den schmalen, steilen Wegen, die zu denselben am Berge hinaufführten, schwere Felsblöcke aufgehäuft waren, um sie auf die stürmenden Feinde hinabzurollen; sie begleitete ihn auf die Wälle, wo er seine Männer aufstellte und sprach denselben Zuversicht und Muth ein, und geleitete die Frauen des Königs, welche Speisen, Peto und Palmwein trugen, zu den einzelnen Truppenabtheilungen, um die Lebensmittel und Erfrischungen unter dieselben zu vertheilen. Ein Jeder war auf seinem Posten und besonders zahlreich war die Mannschaft vor den beiden Thoren, welche die zwei Wege zu vertheidigen hatte, auf denen allein es Menschen möglich war, die Höhe der Stadt zu erklimmen. Der alte König selbst hatte sich mit dem Schwert umgürtet, welches er in so mancher blutigen Fehde siegreich geschwungen hatte, und neben dem Eingang in seine Gemächer standen viele prächtige Gewehre, womit er im letzten Nothfall den Corridor vertheidigen wollte, der zu den Zimmern seiner Frauen führte. Der Löwe

folgte mit sichtbarer Unruhe den Schritten seines Herrn, und ließ von Zeit zu Zeit ein dumpfes Knurren hören, als erkenne er in den hastigen vielen ungewöhnlichen Anordnungen des Greises die drohende Gefahr, die ihn dazu veranlaßte. Oft, wenn Durasso in sich selbst versunken dastand und der mögliche unglückliche Ausgang des bevorstehenden Kampfes seine Gedanken belastete, schmiegte sich das königliche Thier mit seiner schwarzen lockigen Mähne an ihn an, schlug den mächtigen Schweif herüber und hinüber und blickte mit seinen klugen treuen Augen zu seinem Herrn auf, als wolle es ihn daran erinnern, daß es auch bereit sei, für ihn zu kämpfen. Dann klopfte der König das riesige Haupt des Löwen und dessen glatte geschmeidige Flanken und sagte bei solcher Gelegenheit:

„Ja, ja, Pascha, auch wir Könige sind vor dem Schicksal nicht sicher!“

Besonders, als die Dunkelheit einbrach, zu welcher Zeit das Thier gewohnt war, sein Abendfutter aus seines Herrn Hand zu empfangen, wurde es sehr ungeduldig, denn derselbe reichte ihm Nichts und sagte, seine Mähne schlagend, zu ihm:

„Wart, Pascha, vielleicht, vielleicht bekommst Du noch in dieser Nacht warmes Dohomeyblut zu trinken!“

Ende des zweiten Bandes.

wundeten beizustehen und den Männern ihre Bürde zu erleichtern. Auch Buardo war überrascht und erfreut aufgesprungen und ging ihnen entgegen, als aus den Reihen der Nahenden eine Reiterin hervorsprengte und er Semona, die Heißersehnte, erkannte. Er lief ihr jubelnd entgegen, doch noch ehe er sie erreichte, warf sie sich vom Pferd und eilte fliegenden Fußes mit offenen Armen auf ihn zu. Unter Freudenthränen sank sie an seine Brust, an seine Lippen, und ihre Arme hielten den Geliebten umschlungen, als wolle sie ihn nimmer wieder von sich lassen. Arm in Arm geleiteten sie einander nach dem Lager und Semona vertheilte dort selbst die herrlichen Früchte, welche die Frauen hierhergetragen, unter die Kranken und reichte ihnen Peto und Palmwein. Dann suchte sie mit dem Geliebten ein schattiges Plätzchen an dem brausenden Wasser, lauschte dort seiner Erzählung über die Tapferkeit seiner Kampfgenossen, hing mit ihrer ganzen Seele an seinem Blick und ließ ihn an ihrem Herzen ruhen. Erst als die Sonne sich neigte, brachen die Annagu's wieder auf, um nun, von den Frauen unterstützt, in einem Marsch nach Zogalo zu eilen, wo sie auch in der Nacht eintrafen. Schon von Weitem glänzte ihnen das Licht der Fackeln, womit die Stadt erleuchtet war, entgegen, und der Jubel der Einwohnerschaft empfing

sie schon an dem Fuße des Berges. Im Triumph zogen sie in die Straßen ein und der König mit seinen Beamten und seinen Frauen kam ihnen entgegen. Unter donnernden Hurrah's und Freudenrufen des Volkes schloß der König seinen Sohn in seine Arme, und mit bebender Stimme dankte er den Kriegern für ihre Treue, ihre Aufopferung. Die Freude über den großen Sieg, den die Annagu's über ihre Feinde errungen hatten, wurde aber sehr durch ihren Verlust an Kameraden gemäßigt, denn es fehlten über fünfhundert Mann an der Zahl, die aus Zogalo ausgezogen waren. Freilich hatten sie deren Tod schwer gerächt, denn es waren sicher eben so viele Tausende von den Dahomey's, als Hunderte von ihnen, auf dem Schlachtfelde geblieben. Acht Tage lang verweilten auf den Wunsch des Königs sämmtliche Cabozir's mit ihren Leuten in der Stadt, um sich beim frohen Mahle, bei Fest und Tanz zu erholen.

IV.

Ganz anders war die Stimmung in Abomey, als die Kunde von dem Ausgang der Schlacht dorthin gelangte und die Trümmer der Armee dort einrückten. Wie ein angeschossener Stier wüthete und tobte der König und Alles flüchtete vor seinem Blick. Niemand wagte sich bei Tag aus dem Hause, denn täglich geschah es, daß er Leute auf der Straße aufgreifen und sofort vor seinen Augen enthaupten ließ. Er schwur, furchtbare Rache an den Annagu's zu nehmen und ihr Geschlecht von der Erde zu vertilgen. Seine Amazonen sollten dies blutige Werk ausführen, zu welchem Zweck er den Befehl gab, alle weiblichen Regimenter aus den Provinzen nach Abomey kommen zu lassen. Bald waren neuntausend gleichmäßig gekleidete und vollständig gut bewaffnete, mit Musketen versehene Amazonen in der Residenz versammelt und alle Vorbereitungen zu dem Vertilgungskriege wurden eiligst getroffen. Solche Rüstungen konnten den Annagu's nicht lange unbekannt bleiben und auch sie trafen mit all ihren Kräften Anstalten, um dem racheschnaubenden Feinde abermals zu begegnen. Buardo erkannte zwar in der Bewaffnung

der Amazonen deren große Ueberlegenheit über seine Truppen an, indem nur die bei Weitem geringere Zahl seiner Leute mit Schießgewehren versehen war, auch kannte er den Muth und die Kriegstüchtigkeit jener weiblichen Krieger; der glänzende Sieg aber, den er über ein so mächtiges Heer errungen hatte, gab ihm Vertrauen und Zuversicht in die Kraft seines Volkes, das ja für seine heiligsten Güter, für seine Freiheit und Unabhängigkeit und für sein Eigenthum und seine Lieben kämpften sollte. Er selbst ritt im Lande umher, stellte dessen Bewohnern die Folgen einer Unterwerfung unter die barbarische Tyrannei des Königs von Dahomey vor und forderte sie auf, mit ihm bis auf den letzten Mann die Selbstständigkeit ihres Landes zu vertheidigen. Allenthalben wurde er mit großer Begeisterung empfangen, im ganzen Lande griff man zu den Waffen und abermals wurde Zogalo der Sammelplatz der kampfbereiten Männer von Annagu. Ihre Zahl war diesmal auf beinahe fünftausend angewachsen, die nun theils in der Bergveste selbst, theils in nahe gelegenen Ortschaften untergebracht wurden und für deren gute Verpflegung der König Durasso es an Nichts fehlen ließ. Von Tag zu Tag sah man der Nachricht über das Anrücken des Heeres von Dahomey durch die an der Grenze ausgestellten Kundschafter entgegen, um dasselbe abermals in der Bergschlucht zu erwarten, wo man den letzten

Sieg erfochten hatte. Man vernachlässigte aber nicht, die Stadt Zogalo in vollkommensten Vertheidigungszustand zu setzen, man besserte den hundert Fuß breiten und acht Fuß hohen Dornenwall, der die Stadtmauer umgab, aus, so daß sich keine Lücke mehr darin befand, man stellte die Lehmstufen hinter der Mauer her, um von da über dieselbe und über den Dornenwall hinweg den angreifenden Feind beschießen zu können, man verstärkte die beiden Thore und machte Vorrichtungen, um sie zu verrammeln, und schaffte bedeutende Vorräthe von Lebensmitteln in die Stadt.

Auch in den Wohnungen des Königs war man eifrig beschäftigt, Vorkehrungen für den Fall einer Belagerung zu treffen. Die hohe Mauer, welche die Gebäude umgab, wurde in Stand gesetzt, eine große Anzahl von Gewehren wurde geladen und in Bereitschaft gehalten, und namentlich stellte man einen geheimen unterirdischen Gang sorgfältig her, der von des Königs Zimmer unter der Stadtmauer und unter dem Dornenwall hinführte und in bedeutender Entfernung von der Stadt in einem Walde ausmündete. In dichten Dornenbüschen im Dunkel des Waldes war der Ausgang versteckt und vor demselben war eine Hütte erbaut, von der das Volk glaubte, daß sie ein Zauberer bewohne, weshalb es Niemand wagte, in ihre Nähe zu kommen. Der Eingang zu diesem geheimen Wege war in einem

der Gemächer des Königs, wo sich dessen Frauen aufhielten, mit einem schweren flachen hölzernen Kasten bedeckt, der sich in künstlicher Weise durch den Druck auf eine Feder bewegte, die nur der Familie Durasso's bekannt war. Der Kasten stand offen und wurde zum Aufbewahren von werthlosen Gegenständen, wie Decken, Matten und Tüchern benutzt, so daß Niemand den eigentlichen Zweck desselben vermuthen konnte. Aber nicht allein in der Wohnung des Königs gedachte man einer letzten verzweifelten Vertheidigung, in jedem Hause der Stadt ergriff man Maßregeln dafür, und alle Frauen und Mädchen schafften sich Waffen, um für ihren eigenen Herd zu kämpfen.

Plötzlich sprengten bei Sonnenuntergang mehrere Kundschafter mit der Nachricht in die Stadt, daß der Feind die Grenze des Landes erreicht habe und seine Gewehre über ihm in der Sonne blitzten, wie ein glühender Feuerstrom. Entschlossen, aber ernst, sammelten sich schnell die Streiter, denn ein Jeder von ihnen fühlte, daß sie einem Kampfe entgegengingen, der das Schicksal ihres ganzen Volkes entscheiden sollte. Weiber und Kinder hingen an ihren Männern, Vätern, Brüdern und Söhnen, um unter Thränen Abschied zu nehmen, doch nirgends wurde eine Klage laut, wohl aber hörte man die Tapferkeit der Männer von Annagu preisen und ihren Freiheitssinn, ihre Unabhängigkeit rühmen,

die sie bis jetzt gegen jede fremde Macht bewahrt hatten. Mit einem donnernden Hurrah begrüßte die zum Sieg oder Tod entschlossene Schaar ihren geliebten jungen Führer Buardo, als er Arm in Arm mit Semona aus der königlichen Wohnung hervortrat und auf den Platz zu seinem Vater schritt. Tief bewegt, doch mit Stolz und Zuversicht auf seinen Sohn blickend, schloß der König ihn an seine noch kräftige Brust und rief, zum Himmel aufschauend, den Schutz der Götter auf ihn herab. Dann wandte sich Buardo zu den Frauen Durasso's und sagte seiner weinenden Mutter Lebewohl, und nun öffnete er seiner Semona die Arme zum letzten Abschied. Der wild schallende Hörnerklang riß ihn von ihrem Herzen, noch einmal preßte er seinen Mund auf ihre weichen Lippen, er sah ihre Thränen fallen, fühlte ihren Blick voll Schmerz und doch voll Muth und Hoffnung in seine Seele dringen und schwang sich dann mit überwältigten Gefühlen auf sein scharrend Roß. Fort schritt die entschlossene Schaar, und ihr nach zogen tausend heiße sehnsüchtige Wünsche für ihre glückliche siegreiche Rückkehr. Am Fuße des Berges harrten ihr schon die übrigen Truppenabtheilungen, Donnergrüße und Sturmmusik wurden ihr von den Waffenbrüdern entgegengesandt, und vereinigt setzte sich das ganze Heer, von Buardo geführt, und von dem Dunkel der Nacht um-

geben, in Marsch. Das Schweigen, das auf diesen kräftigen Söhnen der Berge lag, bezeugte den schweren Ernst ihrer nächsten Zukunft, keiner von ihnen dachte an die Gefahr, die seiner eigenen Person drohte, nur ihr gesammtes Volk und dessen Freiheit, mit der es leben, oder untergehen wollte, hatten Alle vor Augen.

Ohne zu rasten, bergauf, bergab, über Felsen und loses Gestein und durch sumpfige bewaldete Niederungen, waren die Männer während der ganzen Nacht eilig vorwärts geschritten, als mit dem ersten Grauen des Tages mehrere Botschafter ihnen entgegenkamen und meldeten, daß der Feind noch einen halben Tagesmarsch von der zum Kampf erwählten Bergschlucht im Lager stehe und noch kein Zeichen zum Aufbruch gegeben habe. Demohngeachtet bestand Buardo darauf, im Marsch zu bleiben und die Ruhe, die seinen Truppen noch vor der Schlacht werden sollte, erst auf dem erwählten Kampfplatze zu suchen. Trotz der Ermüdung durch die nächtliche Wanderung, fügten sich seine Waffengefährten willig seinem Vorschlag und schritten unverdrossen vorwärts, bis sie endlich kurz vor Mittag den ersehnten Palmenwald erreichten. Ermattet und erschöpft sanken sie an den frischen Quellen in dem erquickenden kühlen Schatten des Waldes nieder und gaben sich der Erholung durch Speise, Trank und Schlaf hin. Boten kamen und wurden abgesandt, aber immer noch stand der Feind

unbeweglich in demselben Lager. Der Abend kam, die Sonne versank und die Sterne blitzten über der dunkeln Bergschlucht, immer noch hatten die Amazonenschaaren von Dahomey sich nicht in Bewegung gesetzt. Eine tiefe Stille ruhte auf dem Thal, die nur durch das Geheul der reißenden Thiere unterbrochen wurde, welche sich hier beim Schmause an den in letzter Schlacht gefallenen Dahomey's versammelt hatten. Die Annagu's fühlten sich vollkommen ausgeruht und neu gekräftigt und es wurden viele Stimmen unter ihnen laut, dem Feind entgegenzugehen und ihn selbst anzugreifen; doch Buardo zügelte ihr Verlangen und zeigte ihnen das Thörichte eines solchen Unternehmens. Endlich gegen Morgen, noch ehe der Tag graute, kamen die ausgesandten Kundschafter angesprengt und meldeten, daß der Feind gegen Mitternacht sich in Marsch gesetzt habe. Schnell vertheilte Buardo nun abermals seine Streitmacht in dem Palmenwalde und an den Bergabhängen zu beiden Seiten der Schlucht, erinnerte seine Waffengenossen nochmals an den Preis, wofür sie kämpfen würden, und gab seine Anordnungen auch für den möglichen Fall, daß sie die Schlucht nicht behaupten könnten und der Uebermacht des Feindes weichen müßten. Dann sollten sie sich um ihn sammeln und sich kämpfend nach Zogalo zurückziehen. Er selbst blieb in dem Palmenwalde, um von dort aus den Angriff zu führen. Noch

war es Nacht, die Streitermassen waren vertheilt und die Feuer in dem Walde erloschen. Alles war ruhig und nach und nach zitterte das Grauen des Morgens durch die Berge. Da tönte ein Rauschen und Klirren durch das Thal und bald wurden die schwarzen Massen der anrückenden Amazonen sichtbar. Näher und näher kamen die grimmen Weibergestalten, mit schußbereiten Waffen drangen sie in die Schlucht ein und ihre glänzenden, Unheil drohenden Blicke richteten sich auf die Bergwände zu ihren beiden Seiten. Jetzt erkannten sie hier und dort die sich verbergenden und auf den Schlachtruf ihres Führers harrenden Annagu's, und einzelne Schüsse gaben das Zeichen zum Beginnen des Kampfes. Da brach Buardo mit einem Kugelregen aus dem Walde hervor und stürmte an der Spitze seiner Schaar unter lautem gellenden Kriegsgeschrei auf die dichtgedrängten Reihen der Feinde. Zugleich stürzten seine Kameraden von den Bergen herab auf die kampfbereiten Amazonen und wurden von ihnen mit einem furchtbaren Gewehrfeuer empfangen. Buardo hatte beabsichtigt, durch den schnellen allgemeinen Angriff in der engen Schlucht den Gebrauch der Schußwaffen in den Reihen des Feindes zu vermindern und so dessen Ueberlegenheit zu schwächen; doch die Amazonen waren hierauf vorbereitet gewesen; wie die Antilopen sprangen mehrere Regimenter links und rechts an den Höhen hinauf und

unterhielten nun von dort aus ein mörderisches Feuer auf die Annagu's, welche vergeblich auf die geschlossenen Massen der in der Schlucht verbliebenen feindlichen Truppen einstürmten und ihre Reihen zu durchbrechen suchten. Mit verzweifelter Wuth wogte der Kampf in dem Thale auf und nieder, und der Kugelregen fiel vernichtend von den Bergen auf die tapfern Annagu's, die Schritt für Schritt nach dem Palmenwalde zurückgedrängt wurden und den Boden, von dem sie wichen, mit gefallenen Brüdern bedeckt ließen. Tausende von Leichen füllten die Schlucht, das Blut floß in Strömen und der Donner der Gewehre und das Klirren der Waffen ließ die Felsen zittern. Da gab Buardo das Zeichen zum Rückzug, schlug einen engen Fußpfad durch die Gebirge ein, auf dem der ihm nachrückende Feind seine Macht nicht entfalten und auf welchem er in der kürzesten Zeit Zogalo erreichen konnte. Bald gaben die Amazonen auch die Verfolgung auf diesem Wege auf und zogen sich auf die Straße zurück, während Buardo mit kaum noch dreitausend Mann der Bergveste zueilte.

Die Sonne war im Sinken, als die heldenmüthigen Streiter von Annagu den steilen Weg nach Zogalo erklommen und von den Einwohnern mit Schrecken und Entsetzen empfangen wurden. Erschöpft und todesmatt zogen sie in die Stadt ein, und Alt und Jung, Männer und Weiber bereiteten sich nun zu einem Kampf auf Leben und Tod vor.

Unter Thränen empfing Semona den verwundeten Heißgeliebten an ihrem Herzen, doch unverzagt und stark wies sie auf die Uneinnehmbarkeit der Feste und auf die Tapferkeit der Männer hin, die sie vertheidigen würden, und gelobte, an Buardo's Seite zu fechten und, wenn es sein müsse, zu sterben. Sie ging selbst mit ihm hinaus vor die beiden Thore der Stadt, wo über den schmalen, steilen Wegen, die zu denselben am Berge hinaufführten, schwere Felsblöcke aufgehäuft waren, um sie auf die stürmenden Feinde hinabzurollen; sie begleitete ihn auf die Wälle, wo er seine Männer aufstellte und sprach denselben Zuversicht und Muth ein, und geleitete die Frauen des Königs, welche Speisen, Peto und Palmwein trugen, zu den einzelnen Truppenabtheilungen, um die Lebensmittel und Erfrischungen unter dieselben zu vertheilen. Ein Jeder war auf seinem Posten und besonders zahlreich war die Mannschaft vor den beiden Thoren, welche die zwei Wege zu vertheidigen hatte, auf denen allein es Menschen möglich war, die Höhe der Stadt zu erklimmen. Der alte König selbst hatte sich mit dem Schwert umgürtet, welches er in so mancher blutigen Fehde siegreich geschwungen hatte, und neben dem Eingang in seine Gemächer standen viele prächtige Gewehre, womit er im letzten Nothfall den Corridor vertheidigen wollte, der zu den Zimmern seiner Frauen führte. Der Löwe

folgte mit sichtbarer Unruhe den Schritten seines Herrn, und ließ von Zeit zu Zeit ein dumpfes Knurren hören, als erkenne er in den hastigen vielen ungewöhnlichen Anordnungen des Greises die drohende Gefahr, die ihn dazu veranlaßte. Oft, wenn Durasso in sich selbst versunken dastand und der mögliche unglückliche Ausgang des bevorstehenden Kampfes seine Gedanken belastete, schmiegte sich das königliche Thier mit seiner schwarzen lockigen Mähne an ihn an, schlug den mächtigen Schweif herüber und hinüber und blickte mit seinen klugen treuen Augen zu seinem Herrn auf, als wolle es ihn daran erinnern, daß es auch bereit sei, für ihn zu kämpfen. Dann klopfte der König das riesige Haupt des Löwen und dessen glatte geschmeidige Flanken und sagte bei solcher Gelegenheit:

„Ja, ja, Pascha, auch wir Könige sind vor dem Schicksal nicht sicher!"

Besonders, als die Dunkelheit einbrach, zu welcher Zeit das Thier gewohnt war, sein Abendfutter aus seines Herrn Hand zu empfangen, wurde es sehr ungeduldig, denn derselbe reichte ihm Nichts und sagte, seine Mähne schlagend, zu ihm:

„Wart, Pascha, vielleicht, vielleicht bekommst Du noch in dieser Nacht warmes Dohomeyblut zu trinken!"

Ende des zweiten Bandes.